

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1876)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Hinkenden Boten Neujahrsgruß.

En alte Spruch zum Botegruß
Bringt dieses Jahr Ech d'Prattig:
„E Märít ist die ganzi Welt“
Mit Rüstig aller Gattig,
Und d'Chrämer nehme d'Backe voll
Und rüehme ihri Waare,
Doch ist viel Bschiss und Lug derby,
S'het's Mänge scho erfahre.
Drum heizt es: d'Auge offe ha
Und nid vorhlig traue:
Es ist e guete, alte Bruich,
Geng vor em Chause z'gschaue.

Ei Chrämer hunnt mit strubem Haar
Und chupferrothem Schnabel,
Dä handlet mit Petroleum
Und rasslet mit dem Sabel;
Er rüehmit, sy Waar chöm vo Paris
Mit rother Etiquette;

Das syg e rechte, starche Züüg
Die ganzi Welt z'errette.
Herr Commünard, die Waar ist schlecht,
Und numme nit so gschaue!
Es ist der Bruich im Schwyzerland,
Geng vor em Chause z'gschaue.

Vo Rom ist o n'e Chrämer da,
Dä fluechet und ist taube;
Er handlet mit Unfehlbarkeit
Und Keine wott dra glaube.
Los Du, Herr Papst, pack nummen y,
S'wott Niemer vo Dyr Rüstig!
La Fluch und Bannstrahl numme sy,
Me macht sich d'rüber lustig.
Dy Zyt ist us, Dy Waar ist schlecht,
Es wott Dir Niemer traue!
S'ist halt im Schwyzerland der Bruich
Geng vor em Chause z'gschaue.

D

En dritte pryst d'Unfehlbarkeit
Uf andri Art de Chunde;
Sie chöm direkt vo Winterthur,
Dert heig me se erfunde;
Freiheit, politische Verstand
Heig er allei z'verchaufe,
Drum müesi jede rechte Ma
Unb'sinnet zu n'ihm laufe.
Und wer d'ran zwysli, syg e Narr,
Me sött ihm grad eis haue.
Uha, Herr Chrämer, nit so g'sprengt,
Geng vor em Chause z'gschau!

E vierte Chrämer chunnt derzue
Und rüehmt, daß d'Schwarze chrache,
Mit Isebahne möchti er
Gern sys Profstli mache;
I jede Grabe müesi cho
Der Choli mit dem Chessel,

Verspricht er und erwütscht dersür
Viellicht e grüne Sessel.
Süst luegt me, was es lyde ma,
Bavor me afahrt haue,
Zezt leider denkt me nit geng dra,
G'nau vor em Chause z'gschau.

So git's der Chrämer allerhand
Und allergattig lustig;
Drum, Schwyzerma, häb d'Auge off
Und wird nit öpppe glustig!
Chauf uf em Märt, was nöthig ist
Und was Du bruchst zum Lebe,
S'ist mängi Waar e thüre Chauf,
Kriegt me se scho vergeben.
Uf währschafsts lueg und nit uf Schyn,
So wirst Du Di nit g'raue,
Und halt recht fest am guete Bruich:
„Geng vor em Chause z'gschau.“

Die Bildung der Sandsteine (Mollasse).

In meinem leitjährigen Artikel „über die Eiszeit“ habe ich Dich, lieber Leser, in eine Zeit zurück versetzt, welche schon weit über die geschichtliche Ueberlieferung hinauf reicht. Wohl Manchen hat ein leises Schauern ergriffen, als er von der furchtbaren Uebereisung unseres Landes gelesen. Ich freue mich darum, diesmal ein wärmeres Bild aus unserer Erdgeschichte vorzuführen. Zum bessern Verständnisse desselben wäre es allerdings wünschenswerth, daß ich zuerst über eine Reihe von geheimnißvollen und meist unbemerkten Veränderungen reden könnte, welche noch gegenwärtig an der Erdoberfläche und auch in ihrem Innern stattfinden. Ich würde da von den Ab-lagerungen der Flüsse in See'n und der Ströme im Meere, von der Bildung des Torfes und von den räthselhaften langsamem Hebungen und Senkungen unseres Erdbodens sprechen wollen. Doch hoffe ich, durch heiläufige Erläuterungen

Dir nachhelfen und Deine Aufmerksamkeit trotzdem in Anspruch nehmen zu können.

Diesmal werde ich Dich nämlich in noch viel, viel länger verflossene Zeiträume der Geschichte unserer Erde zurückführen. Dieselbe ist in der That so alt, daß auch der Gelehrteste nicht im Stande ist, sich nur eine Vorstellung von den Jahrtausenden zu machen, welche über sie hinweg ins Meer der Ewigkeit flossen. Bekanntlich wird die Geschichte des Menschen-geschlechtes immer dunkler und unbestimmter, in je frühere Perioden wir zurückgehen. Zahllose Völkerstämme sind aufgetreten, haben zeitweise die Herrschaft geübt und sind nachher oft fast spurlos verschwunden, um andern Platz zu machen. Gerade so verhält es sich auch mit der Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe, den Thieren und Pflanzen. Der Eifer und die Ausdauer der Gelehrten, welche sich mit solchen Dingen beschäftigen, setzt uns aber doch in den Stand, das geheimnißvolle Buch der Erde, in

welchem die Urkunden ihrer Geschichte enthalten sind, zu entziffern und zu verstehen.

Jedermann weiß, daß die Bundesstadt Bern, wie auch Freiburg und Lausanne aus Sandstein erbaut sind. Derselbe wird in den großen Steinbrüchen der Umgebung dieser Städte, wie noch an unzähligen andern Orten der Schweiz gebrochen. Von den Steinbrüchen Berns wird der Sandstein sogar in großer Entfernung geliefert. So ist das neue Glarus daraus erbaut; er wird in Straßburg und Mühlhausen verwendet und gelangte in einem Falle schon bis nach Moskau, tief im Innern von Russland.

Der Sandstein bildet nämlich, wenn auch nicht überall in derselben vorzüglichen Qualität als Baustein, zugleich mit einigen andern ähnlichen Gesteinen und der Nagelfluh die Grundlage des ganzen schweizerischen Hügellandes zwischen Alpen und Jura bis in große Tiefe. Die Gestaltung unseres Hügellandes selbst ist ganz davon abhängig. Wie ganz anders erscheinen uns diese geringen, sanft gerundeten, bebauten oder bewaldeten, häufig unregelmäßigen Erhebungen gegenüber den wilden steilen Gräten der Kalkalpen, den himmelhohen Gipfeln der innern Alpen oder gegenüber den so regelmäßigen lang gestreckten Ketten des Juragebirges. Es hat sogar den Anschein, als ob diese Sandsteinunterlage auch auf die Bewohner einen Einfluß ausübe. Denn wie ganz anders bewegt sich der lebendige Jurassier als der Emmenthaler oder der Bauersmann aus der mittlern Schweiz überhaupt!

Im Waadtland nennt man diese wichtige Sandsteinbildung Mollasse (wegen der Weichheit und leichten Bearbeitung). Diese Bezeichnung ist allgemein angenommen worden, und man spricht darum auch von einer Mollassebildung oder Mollasseperiode. Mit dem letztern Worte, welches Zeitalter der Mollasse bedeutet, will man jenen Abschnitt der Erdgeschichte begrenzen, während welches die Sandsteine zur Ablagerung kamen oder entstanden. Dieselbe ist dem jüngsten Abschnitte, zu welchem die Eiszeit und die Gegenwart gehört, vorausgegangen und bildet nur einen Theil der großen Tertiärperiode. Dieser Periode selbst sind noch viele andere vorausgegangen.

Zum Verständniß einer so ausgebreiteten und mächtigen Bildung, wie derjenigen des Sandsteins und der Nagelfluh, muß man sich vor Allem den von ihr eingenommenen Raum vorzustellen suchen. Die Mollasse erscheint uns von diesem Standpunkte aus als die Ausfüllung eines tiefen und breiten Thales, welches seiner Zeit zwischen Jura und Alpen vorhanden war. So tief war dieses Thal, daß sich zeitweise ein Meeresarm durch dasselbe hinzog. Dieses schweizerische Meer verband das damals viel ausgedehntere mittelländische Meer der heutigen Rhone entlang über Genf, Bern, München und dem jetzigen Laufe der Donau bis gegen Wien folgend, mit einem großen osteuropäischen Meere, von dem das schwarze Meer nur noch ein unbedeutender Rest ist. Die Alpen und der Jura theilweise ragten, wenn auch bei Weitem nicht mit der heutigen Höhe, über dieses Meer als Festland empor.

Zur damaligen Zeit drang der atlantische Ocean an mehreren Stellen noch tief in die spanische Halbinsel ein; er war durch einen Meeresarm nördlich um die Pyrenäen herum mit dem Mittelmeer verbunden und bedeckte einen großen Theil von Frankreich. Die heutigen Niederlande und das flache Deutschland waren so viel als ganz vom Meere überflutet; ein langer Ausläufer der Nordsee erstreckte sich über Mainz gegen Basel und tief in den Jura hinein, bis über Delsberg hinauf.

Nirgends dringt die Mollasse in die heutigen Alpentäler ein; es war demnach das Alpengebirge noch nicht, wie heute, von Thälern durchfurcht, sondern es stellte sich den Mollassegewässern als eine zusammenhängende Ufermauer entgegen. Im Jura aber finden wir in allen Längentälern Mollasseablagerungen. So im Birnthal von Basel her bis nach Dachsenfelden, im St. Immerthal bis nach Locle hinauf u. s. f.

In diesen Jurathälern sind die Bildungsverhältnisse der Mollasse in einem gewissen Sinne am einfachsten gewesen. Wir wollen darum nachher beispielsweise die Ablagerungen im Delsbergerthal untersuchen. Die allgemeine Grundlage der Mollassebildungen besteht hier aus dem Jurakalk. Die Schichten desselben waren un-

zweifelhaft schon damals aus der ursprünglichen wagrechten Lage wellenförmig gebogen in die Höhe gestiegen. In den muldenförmigen Vertiefungen zwischen den gewölbeartig aufsteigenden Höhenzügen bildeten sich lang gestreckte Süßwassersee'n, oder es drangen, wie schon bemerkt wurde, Meeresarme in dieselben ein.

Die in See'n und in das Meer einmündenden Flüsse und Ströme lagern nun bekanntlich Geschiebe oder doch feinen Sand und Schlamm ab. Es wird dadurch die Ausdehnung von solchen Wasserbecken einerseits durch Anschwemmungen verkleinert, anderseits die Tiefe durch den allmäßigen Schlammabsatz verringert. Zu allen Zeiten aber, seitdem Unebenheiten auf der Erdoberfläche bestanden, strömte das Wasser der Tiefe zu und transportirte gröberes oder feineres Geschiebe.

Bei der Beurtheilung von derartigen, in früheren Zeiten entstandenen Ablagerungen, hat man nicht nur auf die Gesteine zu achten, welche durch Erhärtung des ursprünglich weichen Schlammes sich bildeten, sondern vor Allem auch auf die in denselben eingeschlossenen Versteinerungen. So nennt man Überreste von Pflanzen oder Thieren, die in irgend einem Gesteine begraben liegen und uns so erhalten blieben. Die zarteren Theile, Fett und Fleisch, gingen natürlich zu Grunde und nur die festern, wie Holz, Schalen, Zähne oder Knochen konnten versteinern. Unter günstigen Verhältnissen, z. B. in feinem ruhigem Schlamme, erhielten sich aber auch Blätter, sogar Blüthen, selbst die dünnhäutigen Flügel von Schmetterlingen. Gegenwärtig zweifelt Niemand mehr daran, daß diese Versteinerungen von Pflanzen und Thieren herrühren, welche zur Bildungszeit des Gesteines lebten, in welchem sie eingeschlossen sind. Sie sind darum für uns Urkunden der Erdgeschichte oder Denkmünzen der Schöpfung. Bei einiger Kenntniß findet man in der heutigen Schöpfung manches Vergleichbare, wodurch das Verständniß dieser Urkunden möglich wird.

Gesteine, welche ausschließlich Meerthierreste enthalten, wurden gewiß in einem Meere abgelagert. Gesteine dagegen, welche Süßwasserschnecken, Überreste von Süßwasser- oder Landpflanzen, sowie Landthieren umschließen, dürfen

als Süßwasserbildungen betrachtet werden. Mit Hülfe der Versteinerungen können wir auch das Klima und noch manche andere Lebensverhältnisse der betreffenden Zeit bestimmen.

Was sagen uns nun die verschiedenen Abtheilungen der Mollassebildungen im Thale von Delsberg?

Dieselben liegen meistens nicht direkt auf dem ältern Jurakalk, sondern auf den Bohnerzgebildungen, welche der ältern Tertiärperiode angehören. Vermuthlich sind diez hauptsächlich durch heiße Springquellen oder Geiser veranlaßte Ablagerungen. Sie bestehen aus brauen Knollen von Bohnerz, braunem und rothem Lehmschlamm, Quarz oder Glassand und feuerfestem Thon. Aus Thierresten, welche in Egerkingen und Gösgen, sowie namentlich aus Pflanzen, die in Bildungen gleichen Alters in England vorkommen, wissen wir, daß unsere Gegenden sich damals eines Klimas erfreuten, wie es gegenwärtig in den heißesten Ländern herrscht. Das Jahresmittel der Temperatur betrug bei 22°, wie jetzt in der Havanna oder in Kalkutta. Bei La Sarraz (Waadt) hat sogar eine Riesenschlange ihre Knochen zurückgelassen. In den damaligen immergrünen Baumgipfeln mit lederartigen Blättern freischafft ein höchst merkwürdiger Affe.

Das Spiel der heißen Quellen wurde immer ruhiger; das Wasser sammelte sich zu einem seichten See, in dem eine Unzahl von Schnecken und Muscheln sich ansiedelte. Der feinste Kalkschlamm wurde zur Regenzeit in diese ausgedehnten Lachen hineingeführt und die Schalen genannter Thiere mit Samen und Früchtchen von Wasserpflanzen eingehüllt. Es entstand sogenannter Süßwasserkalkstein.

Später müssen im Gefälle der zuführenden Bäche und Flüsse Aenderungen eingetreten sein. Die folgende jüngere Schichtengruppe besteht aus eigentlichen Sandsteinen. Auch das Pflanzekleid der Gegend war wesentlich verschieden geworden. Denn in diesen Sandsteinen kommen zahllose Blattabdrücke von Zimmt- und Kampherbäumen, von Balsampappeln mit lederartigen Blättern, von immergrünen Eichen, Lorbeerbäumen, von Weiden u. s. f. vor. Dieser Sandstein wird darum Blättermollasse genannt.

Auf derselben liegen Platten eines sehr festen, wetterbeständigen Sandsteins. Dieser besteht zu großem Theil aus Bruchstücken von Seeigel- und Muschelschalen und enthält häufig Rochen- und Haifischzähne (sogenannte Vogel- oder Steinzungen). Muschelsandstein nennen wir darum dieses Gebilde oder auch Muschelnagelfluh, wenn es viele größere Gerölle umschließt.

Vor seiner Ablagerung muß eine bedeutende Senkung des Bodens eingetreten sein, um den Einbruch eines Meerestarmes von Basel her zu ermöglichen. Wilde Stürme bewegten sein Wasser, zerschellten die Muscheln und Schnecken an den Ufern und schleuderten die Leichen der Haifische an den Strand. Denn der Muschelsandstein ist eine ächte Strandbildung.

Wieder stieg aber der Boden des Thales von Delsberg empor; er wurde gehoben durch geheimnißvolle unterirdische Kräfte, langsam wohl, wie gegenwärtig Schweden und Norwegen im Jahrhundert etwa um 3' unbemerkt und ruhig emporsteigen. Die Salzfluth zog sich immer weiter aus dem Thale zurück und süßes Wasser füllte das frühere Meerestbecken.

Dieselben Bäche und Flüsse führten abermals größeres und feineres Geschiebe in das Seebetten und trachteten es auszufüllen. Zuerst brachten sie Sand, später bis faustgroße Gerölle, was nur möglich ist, wenn sich die Wassermasse oder das Gefälle bedeutend vergrößert.

Nicht wahr, wenn wir diese Gerölle zer- schlagen und ihre Gesteinsart bestimmen, so können wir vielleicht angeben, woher sie stammen, woher der Fluß seine Geschiebemassen bezogen habe? Merkwürdigerweise sind diese Gerölle nicht etwa Kalksteine der nächsten Juraketten, sondern sie stimmen vollkommen mit Gesteinen der Vogesen überein. Der damalige Lauf der Gewässer war in dieser Gegend dem heutigen gerade entgegengesetzt; jetzt fließt das Wasser der Vogesen und die Birs dem Rheine und der Nordsee zu — damals aber gegen das schweizerische Tiefland zwischen Jura und Alpen.

In diesen nagelfluhartigen Geröllmassen und dem dazu gehörigen Sand fanden sich ebenfalls Pflanzen und dann namentlich Reste von riesigen ausgestorbenen Thiergeschlechtern.

Behalten wir nun im Gedächtnisse, l. L., daß im Thal von Delsberg die Mollassenbildung aus einer untern Süßwasser-, einer mittleren Meeres- und einer öbern Süßwasserablagerung sich zusammensezt.

Diese Ablagerungen füllen aber nicht mehr das ganze Thal aus, wie gerade am Schlusse ihrer Bildung. Die auswaschenden Wirkungen des fließenden Wassers haben in späterer Zeit den größten Theil wieder fort und den heutigen Meeren zugeführt. Nur noch einzelne Hügel mitten im Thale und an dessen Abhängen sind als Reste der früheren Thalausfüllung geblieben und diese eben zeigen die geschilderte Reihenfolge von Schichten. Siehe, daß in der Natur nirgends Stillstand, sondern unablässige Bewegung und Veränderung herrscht!

Dasselbe Schicksal hat die Mollasseablagerungen betroffen, welche wir früher als Ausfüllung des tiefen Thales zwischen Alpen und Jura bezeichneten. So unglaublich es Dir, l. L., auf den ersten Blick scheinen mag, so ist es doch sicher, daß alle die zahlreichen durch tiefe Fluß- und Seethäler getrennten schweizerischen Sandsteinhügel einst eine einzige zusammenhängende riesige Sandsteinplatte zwischen den Alpen und dem Jura darstellten. Die Saane, Aare, Neuz, Limmat und der Rhein mit ihren Zuflüssen haben seit der Bildung und Hebung der Mollasse die Thäler ausgenagt und ungeheure Schlammassen dem Meere zugeführt. Das geübte Auge findet nämlich überall, auch in den breitern Thälern eine genügende Übereinstimmung der beidseitigen Abhänge, um auf den anfänglichen Zusammenhang zu schließen. Durch Auswaschung und Wegführung der verbindenden Gesteine sind der Gurten, Bantiger und Frienisberg, der Mistellacherberg und Jolimont, der Uetliberg und Zürichberg von einander getrennt worden. Fortschwemmung hat die ursprünglich zusammenhängende Sandsteinplatte in zahllose Stücke zerschnitten; diese Stücke sind unsere Hügel.

Entsprechend dem weit ausgedehnten Bildungsraum hat die Mollasse der offenen Schweiz auch eine viel größere Mächtigkeit. In der Blume ob Thun und am Speer erreicht die Ab-

Lagerung vielleicht 15,000 Fuß. Gegen den Jura zu vermindert sich die Dicke der Sandsteindecke; wir besitzen indessen keine sichere Anhaltspunkte zur Lösung der Frage, wie tief sie vorhanden sei.

Auch hier lassen sich die 3 vorher schon angeführten Hauptabtheilungen erkennen. Am Genfersee bis über Lausanne hinauf, am Bielersee, der Aare entlang von Murgenthal bis Bern, bei Wettingen, an der untern Töss und am Fuße des Kehlfirst bei Schaffhausen einerseits, sowie der ganzen Alpenkette entlang anderseits kommt die untere Süßwassermolle zum Vorschein. Dieselbe ist in der ganzen Westschweiz von Meeressmolasse überlagert, welche weiter den Alpen entlang nahe Luzern, am öbern Zürichsee und bei Morschach, auf der Seite des Jura bei Bofingen, Lenzburg, Würenlos und auf dem Kehlfirst vorhanden ist. Schon im Kanton Luzern und dann durch die ganze Ostschweiz bis an den Bodensee folgt über der Meeressmolasse die obere oder jüngere Süßwassermolle, derjenigen von Delsberg entsprechend. Es hat sich demnach die Westschweiz nach Ablagerung der Meeressmolasse stärker gehoben und schon lange trockenes Land gebildet, als in der Ostschweiz noch fortwährend Ablagerungen stattfanden.

Die hauptsächlichen Gesteinsarten dieser wichtigen Bildung sind Nagelfluh, Sandstein und Mergel; untergeordnet kommen Lager von Süßwasserfalkstein und Braun- oder Pechköhlen vor.

Nagelfluh nennt man allgemein die aus groben Geröllmassen hervorgegangenen Gesteine des Zeitalters der Molasse. Sie bildet das Guggershorn, die Höhen auf dem rechten Ufer des Thunersees bis Ralligen, einen großen Theil der Emmentalerberge, den Napf, Rigi, Speer u. s. f.

Fragen wir nach der Herkunft dieser ungeheuren Geröllmassen. Die stammen doch gewiß aus dem angrenzenden Alpengebirge, höre ich verlauten. Nur zum geringsten Theil. Die Nagelfluh besteht nämlich aus rothen und grünen Gesteinen (Granit und Porphyrr), Kieselgeröllen, ganz eigenthümlichen Kalk- und Sandsteinen

u. v. a. In den Alpen treten aber ganz andere Felsarten auf.

Die Verbreitung der Nagelfluh, sowie der Umstand, daß in der Nähe der Kalkalpen die größten, viele Kubikfuß haltenden Geschiebe vorkommen, führte zu der wahrscheinlichen Annahme, daß sich zur Bildungszeit der betrachteten Ablagerung zwischen dem jetzigen Nagelfluhgebiet und den Kalkalpen eine vollständig zerstörte oder nun verdeckte Kette von Vorbergen hingezogen habe. Diese Vorberge stellten das Muttergebirge der Nagelfluh dar. Es war dasselbe wohl reich in Quarzlagern, welche Gold führten; denn der Goldsand, der in der Emme und ihren Zuflüssen, an der Aare gewaschen wurde, stammte immer nur aus Nagelfluhgegenden. Er bildete sich durch Abrosisierung von goldhaltigen Kieselgeröllen.

Der Sandstein ist nichts Anderes, als eine feiner zertrümmerte Nagelfluh, entstanden durch Erhärtung des entfernt von den Einmündungsstellen sich in den Molassegewässern absehenden Sandes. Derselbe geht vielfach über in Nagelfluh. Der Kitt oder das Bindemittel der Nagelfluh ist ebenfalls Sandstein.

Er ist daher bald grob-, bald feinkörnig, erscheint undeutlich geschichtet und bricht in Quadern oder dünnplottig bis schiefzig. Sehr verschieden ist er nach Härte und Festigkeit, Wetter- und Feuerbeständigkeit. Auf plattigen Abänderungen sieht man überall wellenförmig hinter einander folgende Wülste; diese sind die zurückgebliebenen Spuren des Wellenschlags auf dem seichten Grunde.

Das feinste Material, die Molassemergel (Leberen), wurde am weitesten von der Einmündungsstelle der Flüsse fortgeführt. Häufig sind sie rot gefärbt und treten gegen Genf, am Bielersee, bei Wettingen an der Limmat, aber auch in der Nähe der Alpen, wie am Nordabhang des Pilatus, an der Biberbrück bei Einsiedeln u. s. f. auf.

Nicht nur diese von Süden her vor sich gegangene Geröll- und Schlammablagerung bedingt indessen die Verschiedenheiten der Molasse, sondern auch die Tiefenverhältnisse der Ablagerungsplätze, Hoch- und Niederwasser der Flüsse, Hebungen und Senkungen des Bodens.

Untergeordnet erscheinen in der Mollasse Lager von Süßwasserkalk, welcher an einigen Orten zu Wetterkalk gebrannt wird, und Braunkohlen. Letztere sind aus den Torfmooren der damaligen Zeit entstanden oder sind in Kohle übergegangene zusammengeschwemmte Holzmassen. Man findet solche Mollassekohle um Lausanne, im Blapbachgraben im Emmenthal, am Sonnenberg bei Luzern, in Horgen am Zürichsee, bei Elgg u. s. w. Selten sind die Lager mächtig und ausgedehnt genug, um eine rentable Ausbeutung zu gestatten. Diese ist nur bei recht günstiger Abfuhr, wie z. B. am Zürichsee und bei horizontaler Lagerung möglich. Ganz falsch ist die so verbreitete Meinung, daß überall, wo sich etwa einmal in einem Tobel oder Graben ein Stück Kohle gefunden hat, ein eigentliches Lager vorhanden sei. Tausende von Franken sind schon sinnlos vergraben worden bei'm Auffsuchen von Kohlen, wo ein Sachkundiger auf den ersten Blick gesagt hätte, daß jede Anstrengung umsonst sei.

Unendlich viel wichtiger als die Peckkohlen der Mollasse sind die Sandsteine. Sie liefern ein vorzügliches Baumaterial, sind frisch gebrochen leicht zu bearbeiten, erhärten nachher und besitzen eine große Tragfähigkeit. An andern Stellen werden Bodenplatten, Treppenstufen, Herdplatten und Brunnentröge von beliebigen Größen gebrochen. Wetter- und frostbeständiger namentlich als Granit (Geissberger) ist der Muschel-sandstein, auf den besonders große Brüche zu La Molière (Waadt), auf dem Bucheckberg, um Lenzburg u. s. w. betrieben werden.

Die Nagelfluh findet meist nur beim Straßenbau Anwendung; eine aus haselnußgroßen Kalkgerölle bestehende Abänderung von Rüti, nahe Rapperswyl, wird unter dem Namen Appenzeller-granit viel zu Brunnenbecken benutzt. Wegen der außerordentlichen Härte bietet die Nagelfluh für den Straßen- und Eisenbahnbau oft beträchtliche Schwierigkeiten.

Ungezählte Jahrtausende brauchte es, bis alle die einzelnen Lager unter unmerklich veränderten Verhältnissen gebildet waren. Jede auch noch so dünne Sandsteinplatte ist für uns ein Blatt in der Geschichte des Zeitalters der Mollasse. Daß namentlich die Meeresablagerungen nur zu Stande

kommen konnten, während der betreffende Boden mindestens 2000' tiefer lag, braucht kaum erwähnt zu werden. Der Stand der Meeresoberfläche ändert sich nämlich nicht, wohl aber die Höhe des Festlandes über dem Meer. Ursprünglich lagerten sich die Schichten wagrecht ab. Am Speer, Rigi, bei Thun, Biel, Baden liegen sie nun schief, am Sonnenberg bei Luzern sogar senkrecht. Spätere Hebungen, das allmäßige Höhensteigen der Alpen und des Jura, von Mitteleuropa überhaupt, brachten beträchtliche Änderungen der Lagerungsverhältnisse hervor.

An zahlreichen Stellen sind unsere Sandsteine und Mergel auch reich an Versteinungen von Pflanzen und Thieren. Erwähnenswerth sind für die untere Süßwassermollasse: die Umgebung von Lausanne, Griz, Schangnau und Narwangen (Bern), der hohe Rhonen (Bug) und Delsberg; für die Meeresmollasse: Belpberg und Längenberg, sowie das berühmte Austernlager bei Häutlingen ob Münsingen (Bern), Frienisberg, Bucheckberg, Lenzburg, Luzern, St. Gallen; für die obere Süßwassermollasse: Käpfnach am Zürichsee, Elgg, Beltheim bei Winterthur, Steckborn und vor Allem Deningen bei Stein am Rhein.

Die Pflanzenwelt, hauptsächlich in der Süßwassermollasse erhalten, ist bei Weitem reicher und mannigfaltiger, als unsere heutige. Die Pflanzen, wie auch die Insekten aus der unteren Süßwassermollasse weisen auf ein wärmeres Klima hin, mit einer mittleren Jahrestemperatur von $20^{1/2}^{\circ}$. Zur Zeit der jüngern Süßwassermollasse hatten wir dagegen nur ein Jahresmittel von $18^{1/2}^{\circ}$ (jetzt $8^{1/2}^{\circ}$), wie gegenwärtig in Nordafrika und auf den kanarischen Inseln. Gleichzeitig herrschte auf Island und im südlichen, jetzt vergletscherten Grönland ein Klima, daß dort der Tulpenbaum, andere Laubbäume und viele Nadelhölzer fort-kamen. Ein Zonenunterschied war also schon vorhanden.

Kein Land der Erde hat eine so große Zahl von Pflanzen aus der Bildungszeit der Mollasse geliefert, wie die kleine Schweiz. Über tausend verschiedene Arten sind bekannt geworden. Farnkräuter, eine viel größere Menge von Nadelhölzern als gegenwärtig, 15 Palmenarten, sommergrüne und immergrüne Pappeln, 35 Eichenarten,

20 Feigenbaumarten, 25 Arten Vorbeer-, Zimmt-, Kampher- und Tulpenbäume, Ahorne (16 Arten, jetzt 5) Nußbäume, akazienartige Gewächse u. v. a. bildeten den Hauptbestandtheil der Wälder. Die ähnlichsten Pflanzen gedeihen heute in den südlichen Staaten von Nordamerika, in Kalifornien, um das Mittelmeer und den Kaukasus herum und in Japan. Wie etwa im Kleinen in einem heutigen botanischen Garten waren in dem damaligen natürlichen Garten eine Unmasse jetzt räumlich weit getrennter Arten auf engem Raume vereinigt.

In entsprechendem Reichthum waren die Insekten vertreten. Blattläuse, Bienen, Wespen, Ameisen, Rüssel-, Pracht- und Vogelfächer blieben uns erhalten. Jedes Kind kennt unsere Kreuzspinne; damals existirten bei uns 28 verschiedene Arten.

Von den höhern Süßwasserthieren liefern die Fische den jetzt bei uns vorkommenden ähnlichen Gattungen. Gruppen, Schleien, Nasen, Barben, namentlich Karpfen (21 Arten) aber auch ihr Feind, der gefrässige Hecht, waren reichlich vorhanden.

Von den Kriechthieren lebten damals z. B. 17 Arten von Schildkröten bei uns, während jetzt kaum eine Form einheimisch ist. In den Sumpfen quakte ein Riesenfrosch in Gesellschaft eines bis 5 Fuß langen Wassermolchs.

Die so außerordentlich üppige Pflanzenwelt bildete auch eine reich gedeckte Tafel für die verschiedenartigsten Säugethiere. Gegenwärtig beherbergt die Schweiz 62 wild lebende Arten. Aus der Mollasse sind nun bereits gegen 60 bekannt, so daß in Wirklichkeit eine viel größere Zahl vorhanden gewesen sein muß. Denn mit Ausnahme der Vögel ist bei keiner Thierklasse die Erhaltung von so vielen Zufälligkeiten abhängig, wie bei den Säugethieren des Festlandes.

Die damalige Säugethierwelt war aber auch von ganz anderm Aussehen, als die heutige. Der größte Theil gehört ganz ausgestorbenen Geschlechtern an; nirgends finden sich mehr vergleichbare Formen. Je höher die Ausbildung eines Geschöpfes ist, eine um so kürzere Lebensdauer zeigt es in der Erdgeschichte.

Du wirst dies selbst finden, I. Q., wenn ich Dir anführe, daß im Zeitalter der Mollasse 13

verschiedene Arten von Wiederkäuern, 25 Dicthäuter, selbst Affen und Beutelthiere bei uns gelebt haben.

Die Beutelratten fanden sich im Sandsteine des Delsbergerthales; es sind gegenwärtig noch im wärmeren Amerika lebende Geschöpfe von der Größe der Iltisse und Igel, deren Weibchen die unvollkommen geborenen Jungen in einer Zitentasche nachtragen, bis sie ausgewachsen sind. Ein in der Pechkohle von Elgg (Zürich) vorgekommener Affe findet dagegen seinen nächsten Verwandten in einem $3\frac{1}{2}$ ' hohen schwanzlosen schwarzhaarigen Langarmaffen, welcher auf Java und Sumatra gesellig lebt. Bei jedem Sonnenaufgang stößt diese Rasse ein furchterliches Geschrei als Tagwache aus. Gefangen sind sie dumm, langsam und ungeschickt. Hohe Bewunderung findet aber ihre Mutterliebe. Die Weibchen tragen ihre Kinder zum Bach, waschen und trocknen sie trotz allen Wehklagens und verwenden eine solche Sorgfalt auf Steinlichkeit, daß in vielen Fällen Menschenkinder sie darum beneiden könnten. Ganz gleich mögen sich unsere vorweltlichen schweizerischen Affen betrachten haben. Durch die zahlreichen Feigen, Brodfrucht- und Nußbäume, Mandeln, Dattelpalmen und Johannisbrodbäume war für dieses Volk vortrefflich gesorgt.

Von Dicthätern erscheinen Tapire und eine fabelhafte Zahl von schweinsartigen Geschöpfen, nämlich 11. Die einen sind amerikanischen, afrikanischen oder indischen Geschlechtern vergleichbar, die andern gehören ausgestorbenen an. Wir sehen nämlich in diesen Überresten nicht nur die bloßen Knochen oder Zahne, sondern wir können nach den Gesetzen der vergleichenden Untersuchung uns das ganze Thier, wie es lebte und lebte, vergegenwärtigen. Von den verschwundenen Schweinen sind namentlich die Kohlenthiere (Anthracotherien) merkwürdig. Sie wurden so genannt, weil sich ihre Knochen zuerst in Pechkohlenlagern bei Turin gefunden. Bei uns sind ganze Gerippe bei Lausanne, Hauer und Unterkiefer bei Schangnau und Aarwangen entdeckt worden. Es waren diese schweinartige Geschöpfe von der Größe von Pferden und Eseln, die sich mit Behagen im Torf-

schlamme wälzten und dabei bisweilen versanken. Zu den Dicthäutern gehörten auch die größten, die Könige der damaligen Thiere. Sehr häufig waren *nashornartige* Geschöpfe, die aber keine Hörner auf der Nase trugen. Im Sandsteine an der Tiefenaustraße bei Bern fanden sich ganze Schädel und viele andere Knochen dieser Thiere, ebenso im Bumbachgraben bei Schangnau und bei Lausanne. Weiter kamen *Bizenzähner* (Mastodonten), wegen der höckerigen Zahnsäulen so genannt, in mehreren Arten vor. Dieselben hatten ganz die Tracht und Größe von Elefanten und besaßen auch einen Rüssel; sie trugen aber nicht nur im Ober-, sondern auch im Unterkiefer Stoßzähne, die aus Elfenbein bestanden. Der größte Dicthäuter aber war das *Schreckenthier* (*Dinotherium*); sein Kopf war $1\frac{1}{2}$ Meter lang und $\frac{3}{4}$ Meter breit; den Kumpf kann man sich beim Anblicke eines mit Heu hoch beladenen Eisenbahnwaggons vorstellen. Am eignethümlichsten war aber sein Unterkiefer, welcher sich vorn nach abwärts und sogar nach hinten krümmt und zwei karstförmige gekrümmte Stoßzähne trägt. Bei einer größern Art ragten dieselben fast 3' aus den Zahnhöhlen heraus und hatten am Grunde 1' Umfang. Von einer kleinern Art ist ein vollständiger Unterkiefer bei Delsberg ausgegraben worden.

Unter den Wiederkäuern fehlten die Formen noch, welche an unsere heutigen Kinder, Ziegen und Schafe erinnern. Die meisten waren *hirschähnliche* und den *Bismarck-* oder *Moschusthieren* verwandte Geschöpfe. Die Hirsche hatten wahrscheinlich nur ein zweizackiges Geweih.

Sehr zahlreich waren auch Nagethiere, namentlich *Eichhörnchen*, *Pfeifhasen*, *Hasenmäuse* und *Biber*.

Diesen vielen Pflanzenfressern, die sich im Allgemeinen stark vermehrten, standen zur Regulirung des Gleichgewichts zwischen Nahrung und Konsumenten gewiß eine Menge von Raubthieren gegenüber. Von solchen sind aber erst wenige bekannt geworden. Bären, Wölfe und Löwen scheinen noch zu fehlen. Dagegen kennt man Füchse, Hyänen, Bibethäxen, Stinkthiere und Fischotter. Die größten Räuber waren der *Hyänenfater*, aus der öbern Süß-

wassermollasse der Gegend von Winterthur, welcher Merkmale der Hyänen und Tiger vereinigte und dann der *Schwertzahn*, eine tigergroße Käze, deren Eckzähne 6" lang und am Hinterrande schneidend scharf waren; zum Angriff auf die erwähnten großen Dicthäuter war eine solche Bewaffnung nothwendig.

Bis jetzt sind wenigstens bei uns noch keine zuverlässigen Anzeichen vorhanden, daß der Mensch bereits gelebt und jene paradiesischen immergrünen Wälder und den immerwährenden Frühling genossen hätte.

Was schließlich noch die Meerthiere betrifft, so will ich bloß anführen, daß man aus der Meeresmollasse schon gegen 300 Muschel- und Schneckenarten kennt. Von Fischen haben namentlich die Haie sehr häufig die bei der Fäulnis der Leichen einzeln abfallenden Zähne zurückgelassen; diese Zähne sind nämlich nur im Zahnfleische befestigt und beweglich. Neben kleinen Arten von 5' und 10' Länge sind auch solche von 30' Länge vorgekommen, deren Zähne dreieckig, am Rande gekerbt und fast handgroß sind. Interessant sind auch die stellenweise, wie z. B. auf dem Buchenberg, massenhaft zusammenliegenden schweren und massiven Knochen von seehundähnlichen, aber meistens krautfressenden Thieren, welche sich in der Nähe von Flussmündungen aufhielten.

Noch Manches könnte ich Dir über die Pflanzen- und Thierwelt des Zeitalters der Mollasse mittheilen. Berücksichtige nur, daß es jahrelange und mühsame Arbeit erforderte, bis man sich ein solches Gesamtbild der damaligen Welt entwerfen konnte. Gar manches sehr wertvolle Stück ist schon aus Unkenntniß der Arbeiter in Steingruben zerstört worden. Du machst Dich darum verdient, l. L., wenn Du in Zukunft auf solche Ueberreste achtest und auch dafür sorgst, daß sie in die richtigen Hände, in ein Naturalienkabinet z. B., wo sie sorgfältig aufbewahrt werden, gelangen und nicht bloß zu einem Sammler von Kuriositäten.

Die ganze Reihe von Eigenthümlichkeiten, welche uns diese Thiere und Pflanzen zeigen, führt zu dem überraschenden Schlusse, daß während der Bildungszeit der Mollasse ein viel wärmeres Klima auch bei uns geherrscht habe,

Ich nehme nun wieder für einmal Abschied von Dir, geduldiger Leser, nachdem ich Dir die Verhältnisse, unter denen unsere so wichtige Sandsteinbildung entstand, und die Thier- und Pflanzenwelt, dieser längst verschwundenen Zeit zu schildern versucht habe. Es werden Dir manche Stellen vorkommen, wo Du meine Mittheilungen bestätigt finden wirst.

Kriegs- und Friedens-Chronik von 1874.

Schweizerische Eidgenossenschaft.

Juni 6. Große Feuersbrunst in Bözingen bei Biel. Bei 400 Personen werden obdachlos.

6. auf 7. Eine Feuersbrunst in Plainpalais bei Genf zerstört 12 Häuser und macht 50 Familien obdachlos.

8. Centralfest des Grützivereins in Winterthur. Bern wird als Vorort gewählt.

14. Centralfest des Vereins schweiz. Kaufleute in Bern.

17. Versammlung des schweiz. Kunstvereins in Zofingen.

20. Ein Schnellzug von Zürich nach Aarau entgleist bei Killwangen-Baden. Der Lokomotivführer wird verwundet. Ein Heizer bleibt tot auf dem Platze, ein anderer erliegt am gleichen Tage seinen Wunden.

20.—21. Kantonales Volks- und Militärmusikfest in Herzogenbuchsee. Schöner Verlauf.

25. Der Nationalrath wählt in seiner Sitzung mit 71 Stimmen Lausanne zum Bundesgerichtssitz. Für Bern waren 48 Stimmen. Im Ständerath vereinigte Luzern die meisten Stimmen auf sich, doch stimmte diese Behörde in einer späteren Sitzung dem Nationalrath bei.

26. In einem Schachte bei Montmelon im Jura werden durch Explosion einer Pulverbüchse 4 Arbeiter getötet und 2 verwundet.

28. Eröffnung des Chur- und Freischießens auf dem Wylerfeld. Erster Bechergewinner Ambrécht in Münchenbuchsee.

28.—29. Jahresversammlung der schweiz. statistischen Gesellschaft in Zürich.

Juli 5.—6. Das Kantonalturfest findet bei schönstem Wetter in Tramelan statt.

11.—14. Eidgenössisches Musikfest in Zürich.

19.—28. Eidg. Schützenfest in St. Gallen, zugleich Jubiläum des ersten 1824 in Aarau stattgehabten eidg. Schützenfestes. Aus allen Schweizergauen außerordentlich zahlreicher Besuch. Erster Bechergewinner Knecht aus St. Gallen. Die erste Gabe von Fr. 5000 in der Scheibe „Vaterland“ erhält Kaufmann Danuser aus Chur. Schützenkönig ist Streiff-Luchsinger aus Glarus.

Ende Juli. Überschwemmungen infolge anhaltenden Regens in den Kantonen Zürich, Thurgau und Graubünden. Auch im Kanton Bern im Emmenthal u. Oberland Wasserverheerungen.

August 1.—4. Eidg. Turnfest in Zürich. Den ersten Kranz im Kunstdurnen trägt Borel von Neuenburg davon, den ersten im Nationalturnen Boßhard von Zürich, den ersten Sektionspreis Neumünster.

8.—10. Eidg. Feuerwehrfest in Bern. Gegen 3000 Theilnehmer aus allen Schweizergauen, auch aus Deutschland. Zugleich Feuerwehrrequisitenausstellung.

14. Heftiger Sturm und Unwetter in verschiedenen Theilen der Schweiz, so in Luzern, Lausanne und Genf; ebenso in den Kantonen Graubünden und Tessin.

17.—18. Jahresversammlung des schweiz. Forstvereins in Bülle.

20. Aug. — 3. Sept. Truppenzusammengang der IX. Division im Kanton Tessin.

29. Der Kassationshof von Bern verwirft das vom Mörder Meyer eingereichte Gesuch um Kassation seines Todesurtheils.

29. In Zürich wird Billoin, der Mörder des Dampfschiffdirektors Issler, zu 15jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

September 1. Bei einer Montblanc Besteigung verunglücken ein Engländer Marshall mit einem Führer Fischer von Hasleberg. Ein anderer Führer, Ulrich Almer, wird gerettet.

7.—8. Schweiz. Lehrertag in Winterthur.

11. In Chur Jahresfest der schweiz. naturforschenden Gesellschaft.

13.—14. Pferderennen des schweiz. Rennvereins in Basel.

15. Zusammentritt des internationalen Postkongresses in Bern. Eröffnung durch Bundesrat Borel. Am 30. wird die Schweiz als Sitz des internationalen Büros bestimmt.

17. Der solothurnische Kantonsrat beschließt mit großer Mehrheit die Aufhebung des Klosters Mariastein.

21.—23. Versammlung der schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft in Freiburg.

23. Generalversammlung der schweiz. juristischen Gesellschaft in Schwyz.

24.—25. Versammlung der Delegirten der schweiz. Offiziersgesellschaft in Olten. Besprechung der neuen Militärorganisation.

28.—29. Jahresversammlung der schweiz. geschichtsforschenden Gesellschaft in Solothurn.

29. In Olten Versammlung des schweiz. evangelisch-kirchlichen Vereins.

Oktober 3. Ankunft des neuen französischen Gesandten, Graf Chaudordy, in Bern.

3. Versammlung des schweiz. Gymnasiallehrervereins in Olten.

4. Im Kanton Solothurn Volksabstimmung über das Klosteraufhebungsgesetz. Dasselbe wird mit großer Mehrheit angenommen.

5. Zusammentritt der Bundesversammlung zur Berathung der neuen Militärorganisation, der Gesetze über den Civilstand und die Ehe, über die politische Stimmberichtigung der Schweizerbürger, die Organisation der Bundesrechtspflege etc.

9. Schluß der Sitzungen des internationalen Postkongresses. Abends Bankett im Bernerhof.

11.—12. Schweiz. Geometerversammlung in Langenthal.

17.—18. Jahresversammlung des schweiz. Turnlehrervereins in Zürich.

18. Jahresversammlung des schweiz. landwirtschaftlichen Vereins in Zug.

22.—23. Wahl des neuen Bundesgerichts und seiner Suppleanten durch die Bundesversammlung. Es gehen als Bundesrichter aus der Wahl hervor: Roguin (Waadt), Dr. Blumer (Glarus), Morel (St. Gallen), Anderwert (Thurgau), Victet (Genf), Niggeler (Bern), Kopp (Luzern), Olgiati (Graubünden) und Bläsi (Solothurn). Präsident wird Dr. Blumer, Vizepräs. Roguin.

25. Jahresversammlung des bernischen Reformvereins in Thun.

November 4. In Rheinfelden stark besuchte Feier zum 100jährigen Geburtstag des berühmten freisinnigen Konstanzerbischofs Wessenberg.

9. Wiederzusammentritt der Bundesversammlung. Differenzberathung der neuen Militärorganisation. Civilstandsgesetz.

12. Am Platz des ablehnenden Herrn Kopp wird Herr Ständerath Stamm (Schaffhausen) als Bundesrichter gewählt.

17. Auf dem Gotthard verunglückt Postkondukteur Renner in einem Schneesturm als ein Opfer seines Diensteifers.

19. Auch an diesem Tage verunglücken infolge eines furchtbaren Schneesturms auf dem Gotthard einige italienische Arbeiter. Zwei Mönche und ein Knecht des Hospizes, die zu Hilfe eilten, büßen ebenfalls ihr Leben ein.

22. Großer Wahlgang in Genf. Überall Sieg der radikalen Liste.

30. Eröffnung der Winteression des Großen Rates durch Präsident Zyro.

Dezember 2. Wahl der Ständeräthe. Es werden ernannt die Herren Neg.-Rath Bodenheimer und Gotthardbahndirektor Weber.

7. Zusammentritt der Bundesversammlung. Berathung des Gesetzes über den Civilstand und die Ehe, des Gesetzes über die politische Stimmberichtigung der Schweizerbürger. Eisenbahngesetz. Gesetz über die Haftbarkeit von Transportanstalten etc.

11. Eröffnungsfeier der katholisch-theologischen Fakultät der Hochschule in Bern.

13. Eine Dynamitsfabrik in Ascona (Tessin) explodiert. 2 Arbeiter werden getötet und 5 andere schwer verwundet.

22. In Genf finden Unruhen statt bei Anlaß der Beerdigung eines Altkatholiken.

24. Vertheilung der Departemente des Bundesrathes. Politisches: Scherer; Inneres: Küttel; Justiz und Polizei: Céresole; Militär: Welti; Finanzen und Zoll: Räff; Eisenbahnen und Handel: Schenk; Post und Telegraphen: Borel.

(Schluß folgt.)

Der Geschäftsgenoss im Grasbogen.

Mit vergnügter selbstzufriedener Miene stand in seinem Dachstübchen in X. Schaggi Bohnenstichlig vor seinem Spiegelchen, salbte und bürstete sein struppiges Haar, daß es glänzte wie frisch geschmierte Fuchtenstiefel und trüllete fech seine sieben Schnauzhaare, die unter der roth angelaufenen Nase holzgrad hervor standen. Recht vergnügt sah er aus und hatte grausam angewendet, um sich in Staat zu werfen. Ein neues papierenes Vorhemdchen mit steifem Kragen blinkte unter dem bunten Gilet hervor, von dem eine dicke similorige Uhrkette mit Betschäft herunterhing. Aus dem Kuttensack schaute neugierig ein rothseidenes Foulard hervor; die Hosen waren sauber gebürstet, die Schuhe glänzend geputzt und auf dem Stuhle glänzte ein hoher Seidenhut, dessen fuchsfiges Haar mit Tinte wieder schön schwarz gefärbt war.

Schaggi Bohnenstichlig war ein großer und berühmter Mann; nur ging es ihm leider oft wie dem Propheten, der bekanntlich im Vaterlande nicht viel gilt; draußen aber, so ein paar Stunden weit von X. entfernt, galt er schrecklich viel und wenn man ihn hörte, wie er da und dort gästigmirt sei und wie man ihm die Hände unter die Füße lege, so begriff man eigentlich nicht recht, warum er dem undankbaren X. nicht längst den Rücken zugewendet und seinen Stab weitergesetzt hatte, wo man öppé die rechten Leute besser zu würdigen verstand. Schaggi war ein Volksmann, und wo draußen ein Fest war, sei's Schützen- oder Sängerfest, Sacsgumpet oder Kässgrännete, wenn es irgend zu machen war, Schaggi war dabei und hielt Reden von Vaterland, Freiheit, Aufklärung, daß es eine Art hatte, und wer ihn gar

erst hinter dem Wirthshausstisch hörte und sah, wie er mit der Faust auf den Tisch schlug und haarklein zu berichten wußte, wie oft schon von seinem Rath die wichtigsten Staatsangelegenheiten abgehängen hätten, wie er's dem oder jenem Grofrath oder gar Regierungsrath gesagt, wo d'Sach dure müsse, wenn sie gut kommen solle, der begriff wieder nicht recht, warum ein solcher Patriot, ein solcher Staatsmann nicht längst z'oberst am grünen Tische saß, oder meinetwegen Bundespräsident war. Aber es ging Schaggi wie manchem großen Mann; seine Bescheidenheit war ihm im Wege; so laut er an Festen donnerte und blitzte, zu Hause zu X. ließ er sein Licht nicht leuchten; er ging still und scheu umher, machte manchmal große Umwege, um Schuhmacher und Schneider oder den Wirth zum schwarzen Adler nicht zu begegnen, schimpfte nur leise über diese verfluchten Volksverräther und Aristokraten, die einen solchen Patrioten an ausständige Rechnungen zu mahnen wagten, und ballte ingrimig gegen sie die Faust, aber nur im Sack.

Schaggi hatte hoch hinaus gewollt, war aber noch vor dem halben Wege stecken geblieben, natürlich nur durch Neid und Missgunst der Anderen. Er hätte mögen Fürsprech werden, oder wenigstens Notar und nachher Grofrath und Regierungsrath. Aber in der Schule hatte er sich mit Lernen nicht hart plagen mögen; mit dem G'sturm sei es ihm nicht der Werth, sich abzugeben, meinte er, wer ein gutes Mundwerk und einen anschlägigen Kopf habe, der mangle die Bücherweisheit nicht. Leider waren aber nicht Alle gleich aufgeklärt und Schaggi blieb, nachdem er ein paar Jahre als Student in Bern herumgestrichen war und die Kneipen gründ-

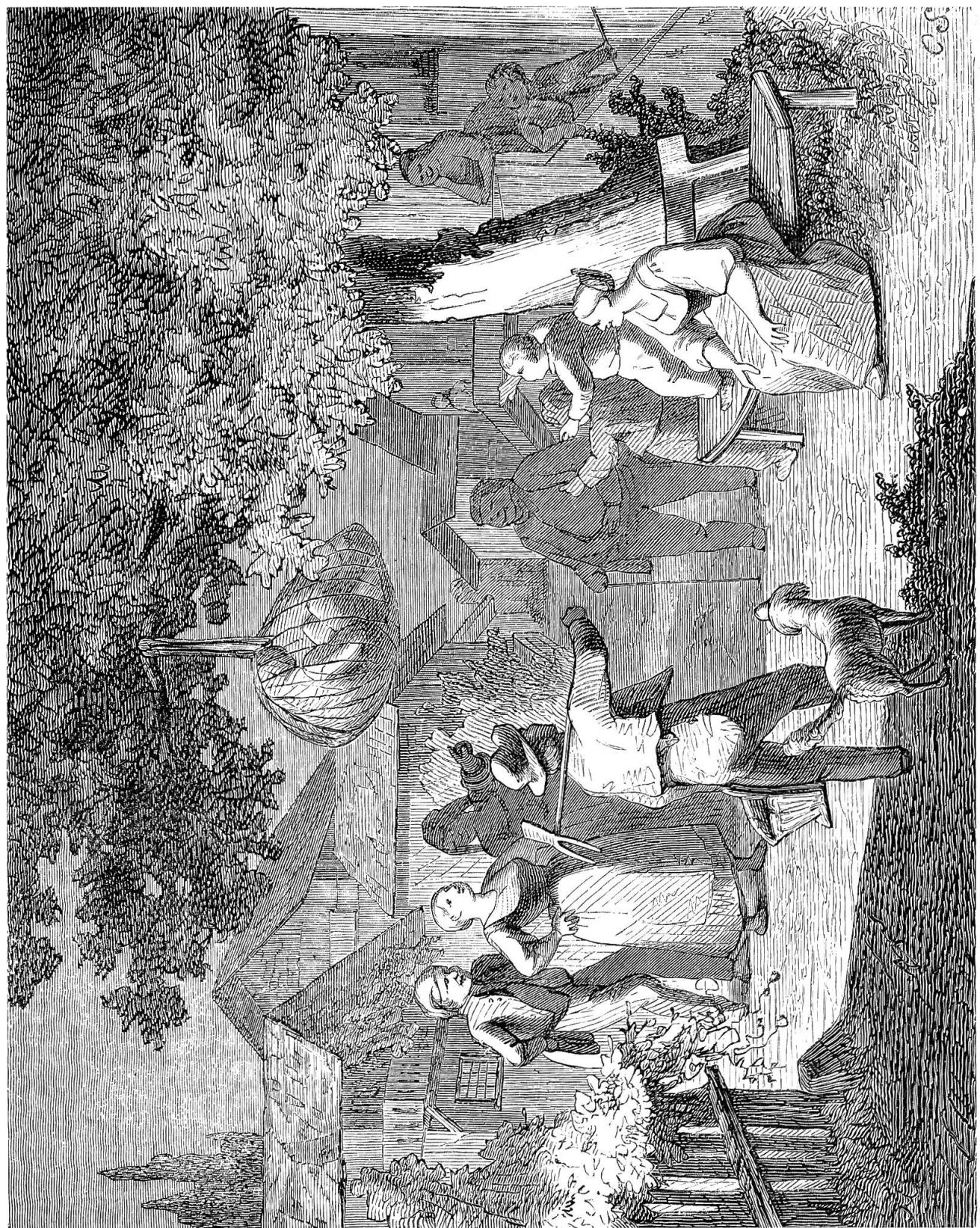
licher studirt hatte als das Recht, im Examen stecken. Sein Vermögli hatte er verstudirt, wie er sagte, verhudelt, wie seine Feinde behaupteten, zur Arbeit hatte er nicht recht Lust und leider mußte er die Erfahrung machen, daß auch die größte Gesinnungstüchtigkeit, die schönsten Reden nicht hinreichten, um ihm zu Amt und Brod zu verhelfen. So ward er denn ein Geschäftsagent und nährte sich so gut es ging mit kleinen, oft etwas anrüchigen Geschäftchen; viel kam dabei nicht heraus; die großen fetten Fornen und Hechte gingen Anderen in's Garn und er mußte froh sein, wenn ihm nur ein paar Hürsig oder Groppen in die Bähre kamen. Indesß es ging doch so, und so lange sein Kredit darhielt und hie und da etwas baar Geld einging, hielt er den Kopf über Wasser und ließ es sich wohl sein. Aber damit hatte es angefangen zu bösen und es war hohe Zeit, daß er sich nach einem gesicherten Brodkorbe umsah. Schaggi war, seiner Meinung nach, ein hübscher Mann, nicht just groß, aber postirt, und wenn er mit gestabeligen Beinen und spitz gedrehtem Schnäuzchen durch die Gassen stolzirte, meinte er, es müssen alle Meitschi Land auf Land ab denken: O wenn i doch nume Frau Schaggi wär! Einem solchen Manne konnte es nicht fehlen, durch eine reiche Heirath sich aus dem Pech zu ziehen. In X. selber allerdings war nichts zu machen; nicht etwa daß nicht alle hübschen Mädchen und appetitlichen Wittwen ihn gerne genommen hätten; daran dachte Schaggi gar nicht; aber Väter und Brüder, die Donners-Donnere! waren ihnen davor aus lauter Verbunst und Chyb auf den schönen, gescheiten Schaggi. So mußte er denn sein Mez weiter auswerfen, und bald meinte er

gefunden zu haben, was er brauchte und darum lachte er heute so vergnügt in seinen Spiegel und machte sich schön, bürstete, rieb und putzte nach Kräften. Auf der Buchhalde wohnte die alte Haldenbäuerin mit ihrem einzigen Töchterlein, dem schönen Lisebethli, dem reichsten und lustigsten Meitschi Land auf Land ab. Das war es, auf welches Schaggi sein Augenmerk gerichtet hatte und da konnte es ihm nicht fehlen. Ja, wenn die Buchhalde nahe gewesen wäre, dann freilich hätte er sich vielleicht zweimal besonnen. Aber sie war etwa 4 Stunden weit abweg und dort kannte man jedenfalls nur Schaggi den Patrioten, den Volksredner, den Freund und Berather des Regierungsrathes Y., aber nicht Schaggi den Geschäftsmacher und Schuldenritter. Und hatte Schaggi nicht erst vor wenigen Wochen mit dem Meitschi Bekanntschaft gemacht? War es nicht an seinem Tisch gesessen, als er am Schützenfest zu Schießigen eine seiner schönsten Reden losließ? hatte es nicht mit ihm angestoßen und als er ihm einige faustdicke Complimente machte, hatte es da nicht hellauf gelacht? Da fehlte nicht mehr das Tüpfli auf dem J. Das Buchhaldebethli mußte Frau Bohnenstichlig werden und Schaggi werweise nur noch, ob er sich dazu entschließen wolle, auf der Buchhalde Bauer zu werden, oder ob es nicht besser wäre, den Hof in Pacht zu geben und in Bern sein Licht leuchten zu lassen. — Heute nun sollte die Sache in's Blei kommen; zu Schießigen war Märit und Tanz und daß Bethli im Bären nicht fehlen werde, hatte es ihm am Freischießen selbst gesagt; darum setzte sich Schaggi, als er den letzten selbstzufriedenen Blick in den Spiegel geworfen, mit stolzem Gesicht in's Postchen und fuhr

vergnügt dem Bären zu Schießigen und seiner künftigen Frau Schaggi zu.

Als er in Schießigen anlangte, hatte der Tanz just angefangen. Die Paare schwangen sich, daß der Boden zitterte. Lisebeth war da und ein stattlicher Bauernsohn schien es gar gut mit ihr zu können. Als Schaggi eintrat, nachdem er unten gebührend bei Bekannten Bescheid gethan, tanzten die beiden just wieder mit einander und es war kurios, den ganzen Abend, so oft er es probirte Lisebeth zum Tanz einzuladen, immer stand der Bursche ihm im Wege und Schaggi mußte sich mit dem lächelnden Griffe Lisebethli's begnügen. Einen andern hätte das stützig gemacht, aber Schaggi hätte nicht Schaggi sein müssen, wenn ihm das Kummer gemacht hätte. Er drehte den Schnauz noch führner als gewöhnlich und ging noch gestabeliger einher, als hätte er Lisebeth mit sammt der Buchhalde schon im Sack. Daß ein Mädchen, das ihn hatte eine Rede halten hören, dem er Complimente gemacht, ihm einen solchen einfältigen Bauernburschen vorzöge, daran war ja gar nicht zu denken, den Schaggi fühlte sich, seit er städtische Kleider und eine Angströhre trug, statt Robi Schaggi hieß und Student gewesen war, weit erhaben über so einen Bauernsohn. Und wenn auch Lisebeth nicht mit ihm tanzte, so merkte sie doch, daß er ihr auf Schritt und Tritt nachging, sie hatte ein paar Mal, wenn sie ihn ansah, hellauf gelacht und endlich gar einen rothen Kopf bekommen. Ja, einmal als er wieder mit ihr ein Gespräch anfangen wollte und wieder der fatale Knubelfritz dazwischen kam, hatte sie sogar unmuthig etwas von einem dummen Schnürfli gebrummt. Das Goldfischchen war im Garn, das fehlte sich nicht.

Der Abend verging; die Flaschen leereten sich; Geigen und Klarinetten tönten je länger je hysterischer, die Köpfe rötheten sich, und hier und da fingen die jungen Bursche aus verschiedenen Dörfern schon an sich zu stoßen; spitzige Reden flogen hin und her, erst im Spaz, bald im bitteren Ernst; schon griff mancher Vorsichtige zum Stuhlbein; es war augenscheinlich, daß es bald Händel geben sollte und Schaggi traute dem Landfrieden und besonders dem großen Knubelfritz nicht recht. Nicht daß es ihm öppen an Muth gefehlt, wer ihn hinter der Flasche hatte mit der Faust auf den Tisch schlagen sehen, konnte das nicht glauben; aber er hielt es unter seiner Würde, zu prügeln oder gar geprügelt zu werden. Er zog es vor, sich im Stillen davon zu machen, nicht ohne im Vorbeigehen Lisebethli einen zärtlichen Murm zu geben, ihm bedeutungsvoll zuzunicken und ihr ein kleines Zedelchen in die Hand zu drücken. Nicht hier am lärmenden Markt wollte der Herr Geschäftsagent dieses Geschäft richtig machen, das ließ sich viel besser bei stiller Nacht im trauten Stübchen Lisebeths besorgen. Daß kein böser Hund auf der Buchhalde war, wußte er, und ebenso daß kein grober Bruder ihn erwarten konnte. Die beiden Knechte waren alt und kaum noch auf den Beinen. Zu Lisebeths Fenster, an den schönen Meien leicht kenntlich, bot die Scheiterbeige leichten Zutritt. Der Hof war etwas abseits, die Nacht dunkel; wie konnte die Gelegenheit zum Rüsten für einen unternehmenden Schaggi günstiger sein? Freilich, das fiel ihm ein und es lief ihm dabei fast über den Rücken, wenn der verfluchte Knubelfritz mit Lisebethli heimging, dann war es bös. Aber das konnte ja nicht sein, so dumm war Lisebethli nicht, daß es nicht



Ehaggi im Grashogen.

den studirten Schaggi dem groben Bauern vorgezogen hätte, Lisebeth hatte ja durch seinen Gedel erfahren, was ihm für ein Glück bevorstehe, und wenn auch, er konnte ja immer aufpassen, ob die beiden mit einander gingen und sich danach richten; gesagt gethan, Schaggi machte sich auf den Weg zur Buchhalde und wartete hinter dem großen Hag auf die Rückkehr Lisebethlis. Er brauchte nicht lange zu warten. Sie kam bald heim und mit ihr richtig der verfluchte Fritz! Da traue einer noch den Weibern! Schaggi hätte sich hinter seinem Hage die Haare ausraufen mögen! Aber wie war das? Lisebethli verschwand im Haus; die Thüre wurde geschlossen und Fritz blieb draußen; hinter dem Fenster gab es Licht und das Läufterli ging auf. Mit raschem Sprunge war Fritz oben auf der Bige und schien eifrig zu sprechen. Mit hellem Lachen antwortete ihm das Meitschi, das Läufterli wurde geschlossen und Fritz stieg herunter, mit trübseliger Miene, wie es Schaggi trotz des Dunkels vorfam, und ging den Weg zurück. Der Hof war ruhig und nichts regte sich weit und breit. Schaggi wartete, bis Fritz, wie er glaubte, wieder das Dorf erreicht haben mußte, dann schlich er vorsichtig zum Hause, erkletterte die Bige und pöpperlete ganz leise am Fenster. Nichts antwortete ihm; er pöpperlete wieder und es kam ihm vor, als höre er einen halb erstickten Laut, wie wenn jemand das Weinen oder das Lachen verbeißen wollte. Eben wollte er zum dritten Male anklopfen, als ihm plötzlich beide Beine mit Gewalt unten ausgezogen wurden und er sammt Scheitern unsanft zur Erde stürzte. Zeit sich zu besinnen hatte er nicht; ein paar tüchtige Hiebe mit einem Munizähn auf den Körperteil, wo der Rücken seinen ehrlichen Namen

verliert, ein paar Drehungen und Stöße und fest gebunden lag er, einen Knebel zwischen den Zähnen, in einem starken Grasbogen, der von Knubelfritz mit einem Kameraden rasch dem Dorfe zugetragen wurde. Er wollte schreien, der Knebel verwehrte es ihm; er wollte mit Armen und Beinen sich wehren: uhä, die Stricke und der Grasbogen halten fest und mit stiller ohnmächtiger Wuth und bitterer Angst mußte er zusehen, wie vor der großen Linde die Beiden Halt machten; eine lange Leiter herbeiholten und einen Strick an einen starken Ast festknüpfsten. Wollten ihn die Bursche etwa gar hängen? O nein, so schlimm waren sie nicht; am Stricke zogen sie den Grasbogen sammt Schaggi in die Höhe, knüpfsten ihn oben fest an den Ast, gaben noch ein paar Stöße, daß der Grasbogen sich hübsch zu drehen und zu walpelen anfing, und dann stiegen sie still, wie sie gekommen, wieder die Leiter hinunter, dem Hrn. Geschäftsaagent freundlich gute Nacht wünschend. S'Lisebethli läßt dich freundlich grüßen, rief ihm Knubelfritz hinauf, und du sollst nid Längizyti ha! Dann verschwand er wieder der Buchhalde zu. Wie lang Schaggi die Nacht wurde, wie er fror und doch wieder vor Wuth und Täubi fast kochte, wie er am Morgen aussah und was die Schießiger für Gesichter machten, als sie am Morgen die sonderbare Frucht ihrer Dorflinde erblickten, wie das halbe Dorf zusammenlief, um den Hrn. Geschäftsaagent im Grasbogen zu sehen, bis endlich ein paar mitleidige Seelen ihn herunterholten, und wie Schaggi's Name Land auf Land ab zum Gespött wurde, das mag sich der geneigte Leser selbst vorstellen.

So ein schlechtes Geschäft hatte der Herr Geschäftsaagent sein Lebtag noch nie gemacht;

er hat dem undankbaren Vaterland den Rücken gefehrt und ist über den großen Bach gegangen, wo vielleicht seine Volksreden besser gästmiert werden als hier und wo er allweg nicht den Aerger haben muß zu sehen, wie Knubelfritz mit dem schönen Lisebethli als Bauer auf der Buchhalde schaltet und waltet.

Wörtlicher Vollzug.

„Du lieber Gott! wo willst denu Du mit Deiner franken Alten hin?“

„J, die Medizin ist ihr gut bekommen, und da hat mer 'der Dokter g'rathen, ich soll nur gleich vierundzwanzig Stunden mit ihr fortfaire.“

Kühne Vertheidigung.

Präsident: „Haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung vorzubringen?“

Angeklagter: „Hoher Gerichtshof, ich kann nur wiederholen, daß ich diese Strafe so unschuldig erdulden würde, wie alle fröhern. Sollte ein hoher Gerichtshof nicht ganz in meiner Achtung sinken wollen, so stelle ich den Antrag, mich frei zu sprechen.“

Aus einer Volksversammlung.

Präsident: „Wie wäre es, meine Herren, wenn des leichtern Verständnisses wegen bloß Drei auf einmal sprächen?“

Der aufmerksame Zuhörer.

„Kasperbauer, wie kommt es denn, daß Ihr meinen Predigten immer so aufmerk-

sam zuhört, da Ihr doch schwerhörig seid und mich nicht verstehen könnt?“

„Ja wisset Se, Herr Pfarrer, Ihr Herumfuchtle freut mi so!“

Sprachverwirrung.

Bei einer Theatergesellschaft kann das angekündigte Stück nicht gegeben werden. Um dieses dem versammelten Publikum anzuseigen, tritt ein Schauspieler vor die Bühne und spricht: „Hochgepuggeltes Neiglitum! Eingehinderter Trettnisse wegen kann das auf heute angestückelte Kind nicht gegeben werden.“

Mütterlicher Stolz.

Eine Mutter hatte ihre Tochter an einen reichen Mann verheirathet und sprach sehr gern von dem Wohlstand ihres Schwiegersohnes. So sagte sie auch einmal: „Bei meine Tochter is Alles von Gold un Silber, bis uf'n Kuppernen Waschkessel 'runter.“

Naturfehler.

Ein Dieb wurde im Zuchthause vom Revisor befragt, weßhalb er hier sei. Der sehr gebildete Dieb antwortete: „Ich bin nur hier, weil mich Mutter Natur mit einem zu sehr um sich greifenden Fassungsvermögen ausgestattet hat.“

Englischer Nationalstolz.

Während des heftigen Gefechtes um Rissingen im Kriege von 1866 — erzählt Wolfgang Menzel — ging ein Engländer mit seiner Gemahlin unter einem Regenschirm auf dem sogenannten Verschönerungsweg spazieren. Als die Frau äußerte: „Lieber Mann,

es ist hier gefährlich!" erwiderte der Gatte: „Es sind die Kugeln der Bayern und Preußen — das geht uns ja nichts an.“

Naive Frage.

„Wie schön leuchtete doch jüngst das Nordlicht,“ sagte Jemand in einer Gesellschaft. Eine der anwesenden Damen flüsterte darauf ihrer Enkelin heimlich zu: „Frage doch, von welchem Seifensieder es gemacht ist?“

Grabschrift.

Auf eine gewisse Schriftstellerin machte Jemand neulich folgende Grabschrift:

Hier liegt die Frau, die, eh' sie starb,
Dreitausend Miles Papier verdarb.

Ein Geizhals

fragte jedesmal den Bedienten, den er in Dienst nehmen wollte, ob er pfeifen könne, und wenn er dieses nicht vermochte, nahm er ihn nicht an. Jemand erkundigte sich nach der Ursache dieser Frage. „Ich schicke, sagte der Geizige, meinen Bedienten allein in den Keller, um Wein zu holen und da muß er während der ganzen Dauer dieses Geschäftes laut pfeifen, damit ich mich überzeuge, daß er nichts trinkt.“

Der Klosterhubel.

„Sacré mille tonnerres! Bursche, wie lange führst Du uns denn noch zwischen den verfluchten Tannen herum? Meinst Du, Du kannst zwei Soldaten der glorreichen französischen Republik am Narrenseil herumziehen? Seit drei Stunden geht es nun auf

diesen miserablen Wegen Berg auf, Berg ab; jetzt ist es Nacht und immer noch ist der Klosterhubel nicht da! Paß auf, daß Dir nicht ein paar Zoll kaltes Eisen zwischen die Rippen fahren!“

„Nichts für ungut, Herr Korporal,“ ließ sich eine andere Stimme vernehmen, „der Weg ist bös und weit und unsereins geht aus guten Gründen nicht gern den großen Straßen nach. Es wäre für Euch wie für mich gleich unkommod, entweder von den Bauern wie tolle Hunde mit Dreschflegeln todtgeschlagen oder von Guern Landsleuten am ersten besten Baum gehängt zu werden. Geduldet Euch nur noch ein Bischof, wir werden noch früh genug ankommen, um das Nest auszunehmen. Der Klosterhubel ist einsam, der Bauer und die Knechte sind mit dem Landsturm fort, und wenn sie nicht im Grauholz haben in's Gras beißen müssen, so wagen sie sich jedenfalls nicht so geschwind wieder zurück; mit dem Weibervolk aber werden wir schon zurecht kommen, nicht wahr, Herr Korporal?“

Der so sprach, war ein langer durrer Kerl mit schwarzen Haaren und gelbem Gesicht, mit falschem, schielendem Blick, der Ländertoni, ein verrufener Strolch, dem Schein nach ein Haussirer, überall bekannt mit jedem Schleichweg, vertraut mit den Verhältnissen jedes Hofes im Emmenthal und im benachbarten Luzernbiet und deshalb ein geschickter Helfershelfer und Treibauf für die Diebsbanden, die damals durch die Unordnung der Kriegszeit begünstigt, in abgelegenen Gegendungen ungescheut ihr Handwerk trieben. Die beiden mit ihm aber, der Herr Korporal und ein anderer Bursche in verlumpter Uniform, mit listigem Galgengesicht, waren Marodeurs, entlaufene Soldaten der französischen Armee,

die damals, im März 1798, die alte Schweiz in Trümmer geschlagen hatte und nun wie ein Heuschreckenschwarm das Land ausfraß. Es war eine böse Zeit. Die Herren Volksbefreier, welche statt der alten Schweizerfreiheit die französische Freiheit nach neuester Mode gebracht hatten, ließen sich ihre Mühe tüchtig bezahlen. Nicht zufrieden mit der reichen Beute, die sie im Berner Rathaus und Zeughaus gefunden hatten, nicht zufrieden mit den schweren Brandstiftungen, die sie dem Lande auferlegten, stahlen und erpreßten die Herren Generale und Kommissarien für ihre Privatrechnung wie die Raben und die ganze Armee bis zum Trophähuben hinab folgte getreulich ihrem Beispiel. Hausten aber die eigentlichen Soldaten schon schlimm genug, so war das Gesindel der Marodeurs noch zehnmal ärger; es waren meist Kerle, die wegen gemeiner Verbrechen harte Strafe zu erwarten hatten und deshalb den Fahnen entlaufen waren. Ihre Hand war wider Federmann und Federmanns Hand wider sie, Gnade und Schonung hatten sie weder von den erbitterten Landleuten, noch von ihren ehemaligen Kameraden zu erwarten. Am Tage in finstern Schluchten und Walddickichten verborgen, zogen sie Nächts aus wie hungrige Wölfe und Wehe dem einsamen Hofe, über den sie herfielen. Blut und rauchende Trümmer bezeichneten ihre Spur.

Solcher Art waren die Genossen des Vändertoni. Durch Zufall auf einem seiner Schleichwege in ihr Versteck gerathen, verdankte er sein Leben nur seinem schmalen Bündel, seinem verkommenen vagantenhaften Aussehen, seiner Galgenphysiognomie und endlich dem Versprechen, mit den beiden Marodeurs gemeinsame Sache machen zu wollen

und sie an die Orte zu führen, wo reiche Beute und allerlei Kurzweil ohne Gefahr zu erreichen waren. Und dazu war Toni der rechte Mann. Gleich und gleich gesellt sich gern; die beiden wälschen Strolche und der wackere Hausrer waren bald ein Herz und eine Seele, besonders mit dem desertirten Korporal Michel, einem Lothringer, konnte Toni es ganz gut, während der Verkehr mit dem heißblütigen Chasseur Lecocq aus der Gasconie schon der Sprache wegen weniger vertraut war. Seit ein paar Tagen schon hatte sich das Kleebatt zusammengefunden, aber die Beute war bis dahin mager gewesen, an die großen Höfe wagten sie sich nicht, mit ertaubeten Bernbauern wollten sie sich ebensowenig einlassen, wie mit den französischen Kolonnen, die seit dem Übergang Berns das Land durchzogen; die kleinen Heimethli aber, wo sie in Übermacht auftreten konnten, lohnten Mühe und Gefahr nicht. So führten die Strolche denn ein mageres Leben bei schmaler Kost und kaltem Märzwitter. Heute aber war Toni ganz vergnügt in das halbverfallene Scheuerchen gekommen, das der Bande als Schlupfwinkel diente, er hatte ausgefundschaftet, daß auf dem Klosterhubel, einem der hablichsten Höfe der Gegend, kein Mannsbild zu Hause sei; der junge Bauer, dem erst kurz vorher die Mutter gestorben, war mit dem Regiment wider die Franzosen zu Feld gezogen und seither ebenso wenig heimgekommen, wie die beiden Knechte, die noch im letzten Augenblick zur alten Muskete und zur Mistgabel gegriffen hatten, um mit dem Landsturm dem Grauholz zuzuziehen. Auf dem Hofe war Niemand zurückgeblieben, als eine alte stocktaube Magd und ein junges stattliches Meithli, ein armes Waisenkind, an dem die

Klosterhubelbäurin, des Mädchens Base, Mutterstelle versehen hatte. Ländertoni war mit dem Klosterhubel wohl bekannt, mehr als einmal war er dort als Uebernächtler eingekehrt und hatte die Gelegenheit zum Spioniren nie versäumt; sogar an das hübsche Bäbeli hatte er sich einmal machen wollen, war aber von dem braven Mädchen mit einer tüchtigen Ohrfeige heimgeschickt und zum Schlusse noch von Hans, dem jungen Bauern, der sich des armen Waisslis mit mehr Eifer annahm, als Toni erwartet hatte, unsanft zum Haus hinaus und den stözigen Rain hinabgeworfen worden. Seither hatte er den Klosterhubel gemieden, aber nicht vergessen und als sich nun eine so gute Gelegenheit darbot, die alte Rechnung abzumachen, da wollte er es nicht versäumen, dem stolzen Bettelmensch und dem groben Bauernslegel zu zeigen, was Ländertoni könne.

Endlich nach langem Wandern auf bösen verborgenen Wegen — die Nacht lag schon längst auf Wald und Feld — blinkte den drei Strolchen von der Höhe des Klosterhubels ein Lichtlein entgegen. Vorsichtig schlichen sie sich näher, kein Hundegebell verrieth sie, der mächtige Ringgi war den Knechten nachgelaufen. Die Thüren und Fenster waren verschlossen; ein einziges Döllämpchen brannte noch in der Küche und beleuchtete den Spitzbuben am Fenster die auf ihrer Stabstelle eingeschlafene alte Käthi und das hübsche Bäbeli, das die Hände über den Knien zusammengefaltet, das Köpfchen mit dem reichen blonden Haar gesenkt, trübsinnig und nachdenklich auf der Herdplatte saß und mit seinen Gedanken weit weg vom Klosterhubel, auf dem Schlachtfeld im Grauholz war. — „Cré nom d'u chien, Toni!“ flüsterte der Korporal, „da gibt's noch An-

deres zu holen, als blankes Geld, das Mädchen gehört uns, das ist die schönste Dirne, die ich noch im Land gesehen habe!“ —

„Mir da, à moi la fille, à vous le reste,“ brummte der Chasseur trozig. Toni hörte zu, mit giftigen Blicken schielte er seine beiden Spießgesellen an. — „Nur langsam, ihr Herren,“ meinte er, „damit hat's noch Zeit, wenn wir einmal drinn sind und uns am warmen Feuer mit Speise und Trank von der Kälte der Nacht erholt haben. Das Meitschi läuft uns nicht davon!“ Mit lautem Schlag an die Thüre schreckte er Bäbeli aus seinen Träumen auf; die alte Käthi stöhnte im Schlaf, aber erwachte nicht. Wie mit Blut übergossen stand Bäbeli da. —

„Bist Du's, Hans?“ rief Bäbeli mit zitternder Stimme. — „Mach' nur auf, daß ich herein kann!“ antwortete Toni mit verstellter Rede, „ich bringe Nachricht vom Bauer!“ Bäbeli kannte die Stimme nicht unbekannt vor; sie zauderte zu öffnen, aber Nachrichten von Hans, die mußte sie erfahren! Die Riegel klickten, die Thüre ward aufgestoßen und herein traten zu des Mädchens tödtlichem Schreck der verrufene Toni mit seinen zwei Spießgesellen. — „Gelt, Meitschi,“ schrie Toni höhnisch, „mich hast Du nicht erwartet und meine zwei Herren Kameraden auch nicht; theilst heute wieder Ohrfeigen aus? Wirfst wohl bald zahm werden, Du Wildkäze! Dein Bauernlümmele kann Dir nicht zu Hülfe kommen, der liegt wohl todt im Grauholz!“ und rasch umschloß er mit seinen langen Spinnenarmen das widerstrebane Mädchen, das sich vergebens ihm zu entwinden suchte. — „Willst Du loslassen, verfluchter Hund!“ schrie aber der Korporal den Hausrer an, „meinst Du, solche Früchte seien für Dich gewachsen? Uns

gehört die Dirne, für einen schäbigen Va-
ganten ist die viel zu fein!" Lecocq sagte
gar nichts, aber er knirschte mit den Zähnen
und schwang drohend den Säbel, so daß
Toni für gut fand, rasch loszulassen. „Ho,
nichts für ungut," sagte er mit verbissenem
Groll, „ich hätte nicht geglaubt, daß die
Herren sich der Wildfahne so eifrig annehmen
würden; aber mira, behaltet ihr das Meitschi,
ich will mich am Gelde schadlos halten.“

Mit raschem Blick hatte Bäbeli die Sach-
lage übersehen, mit Gewalt oder Widerstand
war da nichts zu machen; die alte Käthi,
die endlich erwacht war, konnte ihr nichts
helfen und von außen war auch nicht Bei-
stand zu erwarten, wenn ihr auch eine innere
Stimme sagte, daß Hans nicht, wie Toni
gesagt, todt sei. Da galt es, gute Miene
zum bösen Spiel zu machen, die beiden Fran-
zosen bei gutem Humor zu erhalten und zu
warten, ob sich nicht irgend ein Ausweg zeige.
Der Zwist zwischen den Soldaten und dem
Hausirer kam ihr dazu sehr gelegen. Mit
freundlichem Gesicht wandte sie sich daher an
den Korporal und bat ihn und den andern
Herrn um Schutz vor dem Haß Tonis, der
sie seit langem schon verfolgt habe.

Geschäftig trug sie mit Hülfe der alten
Käthi Speise und Trank herbei, vom besten
was der Klosterhubel bieten konnte, schürte
das Feuer und als einmal der Chasseur sie
umfaßte, da entwand sie sich ihm gewandt,
zwar mit rothglühendem Gesicht, aber mit
Lachen. Es fing der Bande an in der warmen
Küche zu wohlen, die saftige Hammel und der
alte Käse mundeten trefflich, und der gute
Waadtländer rollte wie flüssiges Gold über
die Zunge. Die Augen fingen an zu funkeln,
die Stimmen wurden lauter, die Wangen und
Nasen rötheten sich. Selbst Toni, der an-

fangs giftig und finster da gesessen hatte,
ging wieder an aufzuthauen, besonders als
Bäbeli noch eine Flasche altes Kirschenwasser
aufgestellt hatte. Er vergaß nach und nach
die Scheu vor seinen Kumpenan, immer
frecher wurden seine Reden, immer zudring-
licher und roher sein Benehmen gegen das
Mädchen, immer größer aber auch der Zorn
und die Eifersucht der beiden Wälschen, deren
hitziges Blut durch Wein und Kirsch nicht
abgekühlzt worden war; als nun endlich Toni
mit weinglühendem Gesichte Bäbeli wieder
umfaßte und auf seinen Schoß niederreißen
wollte, und das Mädchen sich kaum wieder
mit Gewalt befreit hatte, da krachte plötzlich
ein Schuß und von der Kugel des hitzigen
Lecocq in den Kopf geschossen, stürzte der
Hausirer todt zu Boden. — Der Knall und
die rasche That mit ihren unwiederbring-
lichen Folgen rief die beiden Franzosen so-
gleich zur Besinnung zurück; während Bäbeli
und Käthi sich schaudernd und zitternd in
eine Ecke drängten, untersuchten sie kaltblütig
die noch warme Leiche ihres ermordeten Spieß-
gesellen nach allfälligen Werthsachen und als
sie deren wenig fanden, trugen sie den Leich-
nam zur Thüre hinaus und warfen ihn auf
den Mist. Es war sich ja nicht der Werth,
um eines solchen Gefellen willen viel Auf-
hebens zu machen, und wenn auch der Korporal
mit der voreiligen That des Chasseurs nicht
recht zufrieden war, so war die Sache doch
zu unbedeutend, um die beiden Marodeurs
zu entzweien. Aber nun hieß es eilen, der
Schuß konnte gehört worden sein und ihnen
vielleicht eine Schaar Bauern oder gar eine
französische Patrouille auf den Hals ziehen.
Drum galt es, so rasch als möglich zusam-
menzuraffen, was des Mitnehmens werth
war, Geld und Geldeswerth, Gfwaaren und

— Bäbeli. Sie sollte mit, den Theil der Beute wollten sie nicht fahren lassen und das zuthunliche Wesen des Mädchens hatte sie sicher gemacht; war es ja doch auch kein Wunder, daß zwei so stattliche Militärs, wenn auch in defekten Uniformen, einem jungen hübschen Meitschi in die Augen gestochen hatten! Was nachher mit ihm werden sollte, darum kümmerte man sich nicht. Sie gehörte eben zur Beute und mußte geheilt werden sogar, wie Alles andere. Dem Hof aber sollte der rothe Hahn aufgesetzt werden.

Bäbeli sagte nicht nein; zwar überließ es sie siedend heiß, die Zähne schlossen sich fest auf einander und die Augen blitzten mit kuriosem Schein; aber sie ging auf den Plan ein und schlepppte selbst herbei, was mitzunehmen werth war. Viel war es nicht; etwas Geld, ein Paar silberne Löffel und eine alte schwere Uhr mit Kette, sonst nichts. Aber das Beste sollte erst noch kommen. Im kleinen Keller unten, da sei ein Versteck mit schwerer Steinplatte geschlossen, da habe Hans den Erlös der letzjährigen Ernte versteckt, da stecken die kostbarkeiten der seligen Bäurin und manches Väckli voll blanker Brabänder darin, das müsse man noch haben, sonst sei es sich der Mühe nicht werth; so berichtete Bäbeli den gespannt zuhörenden Wälschen.

„Sacré tonnerre, nur schnell hinunter“, rief der Korporal, „das gibt einmal eine Beute, die sich sehen läßt. Wo ist der Mutech? — Mach' schnell, Meitschi, und zeig' ihn uns!“ Bäbeli nahm von der Wand einen mächtigen alterthümlichen Schlüssel, zündete ein Licht an und ging, von den Strolchen gefolgt, die steinerne Treppe hinab, die zum Keller führte. Eine schwere eichene Thür schloß denselben und öffnete sich vor den dreien;

sie traten in ein schmales Gewölbe, dessen Ende im Dunkeln verborgen war; es war ein unterirdischer Gang, der einst das Kloster, von dem der Klosterhubel den Namen führte, mit einem alten Thurme unten am Hügel verband; jetzt im untern Theile ganz verschüttet, war er oben noch zugänglich und wurde hie und da als Keller benutzt. Da lag auch die Platte im Boden, ein schwerer Stein mit eisernem Ring, mit alten Inschriften und Wappen versehen. Der Lichtschein flog hin und her in dem unheimlichen Gange. Hier ist es, sprach Bäbeli, und leuchtete auf die Platte und hier ist der Ring; hebt sie damit auf, mir ist sie zu schwer. Es war harte Arbeit den Stein zu heben, die beiden Männer strengten sich an, daß sie blau im Gesicht wurden, endlich wankte er und fing an sich zu heben. Da, was war das? plötzlich erlosch das Licht und fuhr die Thüre klirrend in's Schloß und ehe noch die Ueberraschten wußten, wie ihnen geschah, sprangen die Riegel vor und die beiden Strolche waren gefangen. Bäbeli hatte die Gelegenheit fühl und rasch ergriffen, war in einem unbewachten Augenblick entwisch und hatte mit aller Anstrengung die Thüre geschlossen. Vergebens bemühten sich die beiden Strolche unter wilden Flüchen, die Thüre zu öffnen; Holz und Eisen hielten fest und ihre Gewehre, mit denen sie das Schloß hätten sprengen können, hatten sie oben gelassen. An allen Gliedern zitternd flog Bäbeli die Treppen hinauf; die Kriegslist war geglückt, aber sicher fühlte sie sich noch nicht. Wie wenn es den Marodeurs gelang die Thüre zu öffnen und sie ihrer Rache verfallen war? Da plötzlich hörte sie draußen lautes Gebell, Schritte knirschten auf dem steinigen Wege und eine wohlbekannte Stimme schlug an



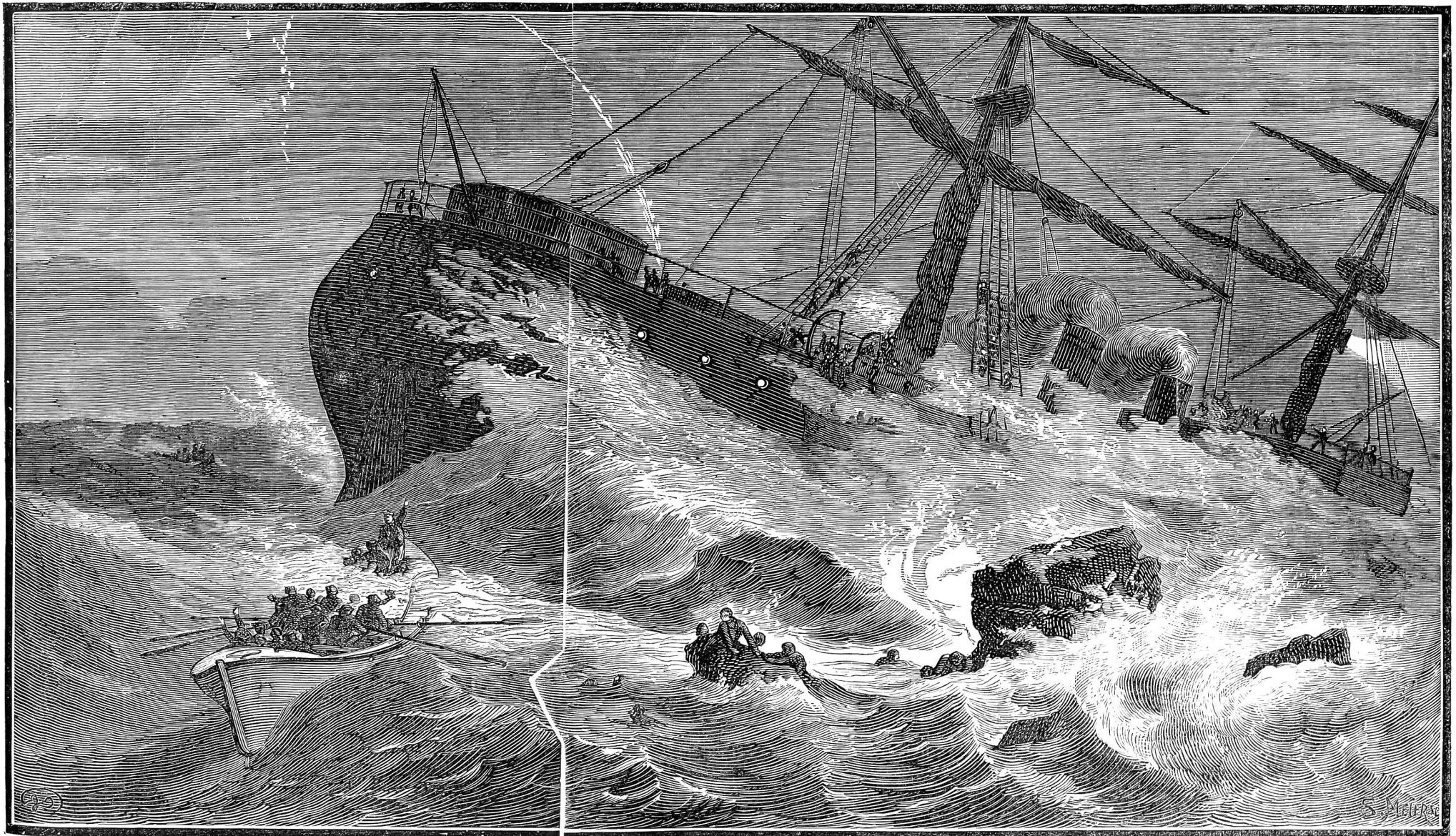
Der Klosterhubel.

ihr Ohr. Es war Hans, der im Grauholz leicht verwundet und mit anderen versprengt worden war und nun endlich sammt seinem alten Knecht, dem eisgrauen, riesenstarken Sami und dem treuen Ringgi den Weg zum Klosterhubel wieder gefunden hatte. Der andere Knecht, des alten Sami einziger Sohn, lag, von Bajonnetstichen durchbohrt, todt im Grauholz. Wieder flog die Hausthüre auf und weinend und lachend zugleich begrüßte Bäbeli ihren Hans, und theilte ihm mit, was in der Nacht passirt war. Voll Verwunderung hörten ihr Hans und Sami zu; jener voll Freude und Dankbarkeit für das muthige, kluge Mädchen, das ihm längst an's Herz gewachsen und mit dem er ohne Worte einig war; dieser mit finsterem, hösem Lachen, als er hörte, daß die beiden Franzosen unten im alten Keller steckten.

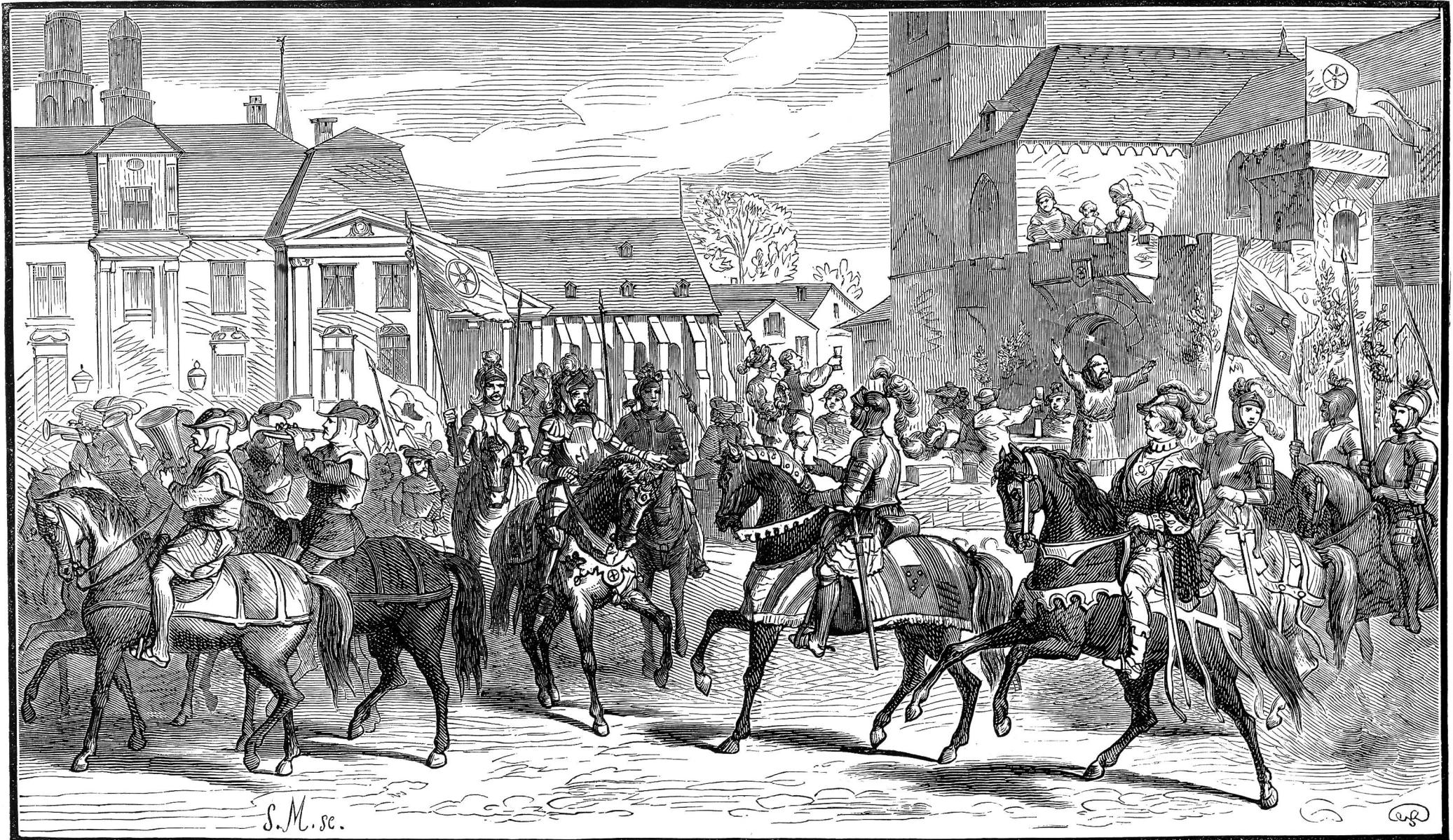
Während Hans und Bäbeli einander noch erzählten und ihre Hände einander gefaßt hielten, stand er leise auf, psißt im Gang draußen dem Ringgi, nahm den Schlüssel und einen kurzen, schweren Knittel und stieg zum alten Keller hinab. Unbe merkt folgte ihm die alte Räthi. Noch immer schallten die Flüche und Drohungen der Franzosen hinter der Thüre hervor und dröhnten ihre ohnmächtigen Stöße an dem festen Eichenholz. „Wollen sehen, was besser ist, ein wälsches Bajonnet oder ein Berner Eichenknittel,“ brummte Sami ingrimmig vor sich hin und schloß die Thüre auf. Ein kurzes Ringen, ein paar harte krachende Schläge, und ein grimmiges Geknurr Ringgis folgten, dann ward alles still; Sami kehrte zurück und holte Tonis Leichnam und verschwand mit ihm im Gang. Endlich nach einer halben Stunde ging Sami zum Brunnen, wusch

die Hände und den Knittel und kehrte, wie wenn nichts geschehen wäre, in die Küche zurück, um Hans anzubieten, er wolle die Nacht vor der Kellerthüre wachen, es sei jetzt doch zu spät, um mit den Strolchen etwas anzufangen, und es thue ihnen nur gut, wenn sie da unten ein bischen zappeln müßten. Hans war es zufrieden, aber als er am Morgen kam, um die Gefangenen Bäbeli's anzusehen, da schließt Sami fest und ruhig auf der steinernen Treppe und Ringgi saß neben ihm und leckte seine Hände; der verschlossene Keller aber war leer und von den beiden Franzosen ebenso wenig eine Spur als von Tonis Leichnam.

Auch Sami schien keine Auskunft geben zu können; gehört habe er nichts apartes, meinte er, wahrscheinlich habe der Gang noch einen andern Ausweg und den hätten die Franzosen gefunden und sich aus dem Staub gemacht, und Ländertoni sei am Ende auch nicht todt, sondern nur verwundet und betäubt gewesen und habe beim Erwachen ebenfalls das Weite gesucht. So berichtete Sami und Hans und Bäbeli waren viel zu sehr mit einander beschäftigt, um die wilde Freude zu beachten, die dabei in seinem Gesichte wetterleuchtete. Auch die alte Räthi schwieg, und erst als Sami noch in demselben Jahr gestorben war, wagte sie es der jetzigen Bäuerin Bäbeli anzuvertrauen, was sie in jener Nacht gesehen. Aber auch jetzt blieben alle Nachforschungen im Gang vergebens; eine schwere Last von Sand und Schutt, frisch von der Decke des Gewölbes heruntergestürzt, verwehrte das Vordringen in den untern Theil des Ganges. Die Marodeurs und Toni waren und blieben verschwunden und verschollen. Erst lange Jahre nachher, als Hans und Bäbeli längst die Augen zuge-



Der Untergang des „Schiller“.



Götz von Berlichingen und seine Freunde. (Schissläuten in Zürich, 1875.)

than hatten und ihre Enkel auf dem Klosterhubel saßen, wurde beim Graben eines Felsenkellers unten am Hügel ein Gewölbe aufgedeckt und darin lagen drei Gerippe, eines mit durchlöchertem Kopfe und zwei mit eingeschlagenen Hirnschalen; die Uniformknöpfe, die dabei lagen, deuteten darauf hin, daß sie Soldaten der französischen Armee von 1798 gehört hatten.

Schöne Bestätigung.

„Auf Ehre, mir ist heute recht hundsföttisch, sagte der Oberst N. zu seinem alten Diener. „Ja, der Herr Oberst sehen aber auch recht hundsföttisch aus!“ antwortete dieser.

Langer Besuch.

Jemand beklagte sich über die vielen Besuche seiner Verwandten. — „Da habe ich besonders eine alte Tante,“ sagte er, „die besucht uns jährlich regelmäßig zweimal und bleibt jedesmal sechs Monate.“

Der größte Trunkenbold.

„Welches ist der größte Trunkenbold in Deutschland?“ — „Der Rhein, denn er ist Morgens und Abends benebelt.“

Lakonisch.

Lehrer: „Wie heißtest Du, Schüler?“

Schüler: „Michel Wimmerl.“

Lehrer: „Was ist Dein Vater?“

Schüler: „Gestorben.“

Lehrer: „Nun, was war er denn früher?“

Schüler: „Lebendig.“

Selbstgefühl.

Landjäger zu einem Transportirten: „Kerl, willst Du ordentlich marschieren, oder . . .“

Vaganat: „Nur anständig! Sie sind auf uns angewiesen, wovon wollten Sie denn leben, wenn wir nicht da wären?“

Folgerichtig.

Richter: „Warum haben Sie Ihren Herrn geschlagen?“

Angeklagter: „Er hat mich einen Flegel geheissen, da hab' ich ihn gleich gedroschen.“

Der Untergang des „Schiller“.

Es gab eine Zeit, da galt eine Reise nach Amerika, eine Fahrt über das Weltmeer für ein ernstes, lebensgefährliches Unternehmen, zu dem man sich erst nach langer reiflicher Überlegung und mit schwerem Herzen entschloß; ein vorsichtiger Mann machte jedenfalls vorher sein Testament und nahm Abschied von Weib und Kind. Und eine andere Zeit gab oder besser gibt es, wo man sich aus einer Reise nach Amerika nicht mehr macht als vor 50 Jahren aus einer Reise nach Paris, wo man die Fahrt zum Vergnügen wie einen beliebigen Ausflug unternimmt und glaubt, es gehe einem böss, wenn man länger als 14 Tage dazu braucht.

Es ist wahr, die Reise über das Meer hat viel von ihren früheren Schrecken verloren; Eisenbahnen führen uns im Fluge an die Küste und gut gebaute, wohl ausgerüstete Dampfer führen uns schnell und sicher über den trügerischen Spiegel des Meeres. Aber hie und da regt sich in diesem noch die alte Tücke und beweist, daß es von der Kunst und List des Menschen noch nicht gebändigt wurde. In wildem Sturm schmettert es das Schiff auf Klippen und Felswände, daß es zersplittet, oder facht mit seinem

Hauchte ein Flämmchen zum furchtbaren Schiffssbrand an oder deckt sich endlich mit dichten, un durchdringlichen Nebelschleieren, die dem Schiffer die altgewohnten Landmarken und Wahrzeichen ver bergen, so daß das Schiff der Brandung zugeführt wird. Und wenn das Meer einmal so seine alte wilde Natur gezeigt hat, dann wird es wieder still und friedlich; tausende von Schiffen fahren wieder ungefährdet hin und her zwischen der alten und der neuen Welt und Niemand denkt mehr an die Gefahr, bis einmal wieder eine Katastrophe, wie der Untergang des „Schiller“, alle die Sichern erschreckt.

Das Dampfboot „Schiller“ von 3400 Tonnen Gehalt, also mit einer Tragkraft von 68,000 Centnern, 1873 in Glasgow erbaut, ein schönes, neues, durchaus tüchtiges Schiff, gehörte der Deutschen transatlantischen Dampfschiffahrts gesellschaft und versah den Postdienst zwischen New-York und Hamburg. Am 28. April 1875 trat es im Hafen von New-York seine letzte Fahrt an mit einer Mannschaft von 89 Köpfen und 266 Passagieren, mit 300,000 Dollars in Geld, 250 Postsäcken und einer vollen Warenladung. 26 Passagiere, Engländer, sollten in Plymouth in England an's Land gesetzt werden, alle andern, meist Deutsche und Schweizer, in Hamburg. Die Fahrt ging glatt und sicher von statten, bis das Schiff Freitag 7. Mai, also nach kaum 10 Tagen in die Nähe der englischen Küste gelangte. Vor derselben, im Westen, liegt ein gefährliches Klippen- und Inselmeer, die Scillyinseln, 140 größere und kleinere, hauptsächlich von Fischern bewohnte Felseninseln, zum Theil angebaut, zum Theil nackte, kahle Klippen, ein gefährliches Fahrwasser, seit alter Zeit durch zahlreiche Schiffbrüche berüchtigt. Das Schiff fuhr langsamer, der Kapitän war sich der Gefahr wohl bewußt, ohne sie übrigens so nahe und drohend zu glauben. Ein dichter Nebel deckte vollständig das Meer; das Licht des Leuchtturms auf Bishop's Rock war nicht sichtbar. Das Läuten der Nebelglocke verhallte ungehört. Aber Niemand dachte an Gefahr; nach der raschen und glücklichen Fahrt, froh der nun bald erreichten Heimath, kümmerten sich die Passagiere weder um den Nebel noch um das Rauschen der Brandung. Da

plötzlich, ungefähr um 10 Uhr, erschütterte ein furchtbarer Stoß das ganze Schiff; wenige 100 Schritte vom Leuchtturm war der „Schiller“ auf die Klippen gefahren und war der Schiffsboden eingestoßen worden. Es war Ebbe, als das Schiff scheiterte, aber bald trat wieder Fluth ein und mit immer wachsender Gewalt stürzten sich die Wogen auf und über das unglückliche Schiff. Alle Kanonen- und Raketen signale der Mannschaft blieben nutzlos; der Nebel verdeckte, der Donner der wüthenden Brandung übertönte sie, und selbst wenn man sie beachtet hätte, wäre bei dem dichten Nebel und der hochgehenden See Hülfe unmöglich gewesen. Und nun folgte Schlag auf Schlag die Vernichtung. Zuerst riß die Fluth das Dach der ersten Kajüte weg und damit fast alle Frauen und Kinder; von den Booten, die hinuntergelassen wurden, füllten sich die meisten sogleich und versanken oder zerstobben an den Felsen; nur zwei derselben erreichten bei anbrechendem Tag das Land. Hinter ihnen gellte das herzerreißende Geschrei der Zurückgebliebenen, von denen jede neue Welle eine Anzahl wegriss, bis endlich um 4 Uhr Morgens das Geschrei verstummte: der „Schiller“ war gesunken, das Meer hatte seine Opfer verschlungen.

Unterdessen hatten endlich doch die Nothsignale des in Plymouth erwarteten Schiffes auf dem Lande Aufmerksamkeit erregt und zahlreiche Rettungsboote wagten es, dem Nebel und der Fluth zu trotzen und den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen. Für die meisten war es zu spät; sie konnten nur wenige retten, die entweder mit Rettungsgürteln versehen waren oder sich mit letzter verzweiflungsvoller Kraft an den Trümmern der Boote oder der Masten angeklammert hatten. Im Ganzen wurden von 355 an Bord befindlichen Personen 44 gerettet, alle andern hat die tödliche See verschlungen. Unter den Opfern zählen wir leider auch mehrere Schweizer aus der Schweizerkolonie Highland in Illinois (Ver einigte Staaten); mit andern Schweizern ertrank die ganze Familie Suppiger, bestehend aus Vater, Mutter, 2 Kindern und einem Neffen; ferner finden wir in dem Verzeichnisse der Verunglückten die Schweizer Namen Bachmann, Schwarzenbach, Reichlin, Hürlimann, Ziegler, Hirni. Es waren

tüchtige, allgemein geehrte und geachtete Leute, welche der Sehnsucht nach der alten Heimath nicht hatten widerstehen können und nun statt den Schweizerboden begrüßen zu können, theils im wilden Meere, theils auf fremder Erde ihr Grab gefunden haben.

Das Sechseläuten in Zürich.

Eines der finnigsten und interessantesten Feste, die sich von alten Zeiten her erhalten haben, ist unstreitig das Sechseläuten in Zürich. Sein anfänglicher Charakter war der eines Frühlingsfestes, weshalb es immer am ersten Montag nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche gefeiert wurde, und sein Ursprung reicht wahrscheinlich in's graue Alterthum zurück, wo den Göttern zu Ehren, als Ausdruck des Dankes für die glücklich überstandene Winterszeit, festliche Aufzüge abgehalten und Opfer gespendet wurden. Denn damals fielen vermutlich die später davon abgetrennten Feierlichkeiten des Mägerumzuges am Aschermittwoch und des Zuges der bekränzten Schlachtochsen vor Ostern damit zusammen. In ähnlicher Gestalt scheint sich das Fest nach Verbreitung des Christenthums erhalten zu haben, aber ein entscheidendes Merkmal trat hinzu: von diesem Tage an bis zur Herbst-Tag- und Nachtgleiche wurde täglich Abends um 6 Uhr mit der größten Glocke geläutet, woher das Fest als Eröffnungstag dieses Abendgeläutes und des Sommerhalbjahres seinen Namen erhielt. Der festliche Aufzug mit den Opferthieren wurde davon abgetrennt und mit dem Osterfeste in Verbindung gebracht. In späteren Zeiten erhielt es noch eine fernere wichtige Bedeutung: wie es als Frühlingsfest mit Jubel, Gesang und Saitenspiel das Wiedererwachen der Natur begrüßte, so sollte es auch ein erhebender Erinnerungstag sein an das politische und geistige Erwachen Zürichs in Folge der Staatsumwälzung und der Stiftung der Bünfte unter Rudolf Brun. An diesem Tage pflegte die Bürgerschaft sich auf ihren Buntstuben beim festlichen Male zu versammeln, und wenn Abends die Glocke den Anbruch des Lenzes verkündete, hoben

die Buntmeister die Vokale, gedachten der Thaten der Väter und ließen Vaterstadt und Behörden hoch leben.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts kam noch das dritte Moment hinzu, dem Feste seinen bestimmten und eigenthümlichen Charakter zu geben. Auch in unseren schweizerischen Städten pflegte im späteren Mittelalter zu gewissen Zeiten ein buntes, vielfach bewegtes Festleben durch die Straßen zu wogen, religiöse und profane Schauspielvorstellungen in Verbindung mit bunten Maskenzügen lockten von nah und fern Tausende Schaulustiger herbei. All diesem Jubel und der schimmernden Farbenpracht der Faschingsfreuden machte in Zürich die nüchterne Strenge der Reformation ein Ende. Zu Anfang unseres Jahrhunderts aber kam die unserm arbeitsamen Volke innenwohnende Lebenslust zum Durchbruch und wählte sich das Sechseläuten als den einen Tag, wo Maskenscherze und Maskenfreiheit erlaubt waren, und daher datirt auch die bekannte Devise des Festes „Es ist nur Einmal Zug im Jahr, nur Einmal Sechseläuten.“ Die erst nur von einzelnen Bünften veranstalteten nächtlichen Maskenzüge wurden allmälig in die Tageszeit verlegt und nahmen, nachdem endlich alle Bünfte zu gemeinsamem Zusammenwirken gebracht worden waren, einen bestimmten, großartigen Charakter an. So war allmälig dieses Fest zu seiner Eigenthümlichkeit und dreifachen Bedeutung herangebildet, nämlich als Frühlingsfest, politisches Erinnerungsfest und Carnevalsfest. Die erste Bedeutung wurde neben dem „Sechseläuten“ am Vormittag durch Schwärme auf den Straßen sich tummelnder, maskirter Kinder, welche zum Theile liebliche Frühlingslieder sangen und „Mareeli“ und „Böggel“ genannt werden, sowie um 6 Uhr durch Anzünden von Feuern auf den größten Plätzen und Verbrennen ausgestopfter und auf Stangen inmitten der Holzstöße aufgepflanzter Menschenfiguren ausgedrückt, eine Art Autodafe's, welche anzeigen sollten, nun werde der Winter in den letzten Resten des Brennmaterials am Siegestage des Lenzes dem Flammentode geweiht. Die zweite Bedeutung, nämlich diejenige eines historischen Erinnerungstages, kam gewöhnlich nur in den Mahlzeiten auf den bloß den Stadtbürgern

zugänglichen Bünfthäusern, welche den ganzen Tag hindurch mit den betreffenden Bünftbannern geschmückt waren, zum Ausdruck, namentlich aber in den nächtlichen Besuchen, welche die Bünfte sich unter Vortritt von Musik und Fahnen und umgeben mit ihren Bünftlaternen gegenseitig abstatteten und wobei bald launige und witzige, bald begeisterte Steden gehalten wurden. Selbstverständlich regalirte man sich gegenseitig mit Ehrenwein und erst der Anbruch des folgenden Tages pflegte diesem gründlichen Zug ein Ende machen. Das Sechseläuten in seiner dritten Eigenschaft aber als Carnevalsfest erhielt in der Folge in den immer mehr in Aufnahme kommenden Maskenbällen eine bedrohliche Konkurrenz, wenn es nicht gelang, dieser Eigenschaft durch geistvolle Ausbildung ein erhöhtes Interesse zu verleihen.

In der Persönlichkeit Heinrich Kramers fand sich der geeignete Mann, ausgerüstet mit vielseitiger künstlerischer Begabung, welcher sich der Aufgabe, die Carnevalsüge zu beleben, vollständig gewachsen zeigte. Von Beruf ein Metzger, hatte sich dieser seltene Mann, getrieben von seiner Künstlernatur, mannigfache schöne Kenntnisse erworben, seine Seele war erfüllt von Liebe zu seinem Vaterlande, von Begeisterung für seine große Vergangenheit, ohne jedoch seinen Sinn für das Große der Gegenwart zu verschließen; er war ein Freund und Verehrer aller schönen Künste, ein Volksdichter, der mit derselben Meisterschaft die Saiten fröhlichsten Humors wie hohen Ernstes anzuschlagen wußte, und dabei ein fröhlicher Gesellschafter, der von Wit sprudelte. Dieser so reichbegabte Mann ist recht eigentlich der Begründer der Glanzperiode des Sechseläutens in seiner dritten Eigenschaft geworden, wodurch das Fest einen berühmten Namen gewonnen hat, und man weiß nicht, ob man seiner unerschöpflichen Erfindungsgabe, seinem organisatorischen Talent, oder seinem gebildeten Schönheitsfond im Hinblick auf die zahlreichen, von ihm arrangirten „Sechseläuten-Umzüge“ mehr Bewunderung zollen muß, und zu Allem hat er noch in seinen in der äußern Form stets wechselnden Programmen sich als ächter zürcherischer Volksdichter bewährt.

Mit dem Beginne der Wirksamkeit dieses Mannes nahmen die sinnlosen oder zerstückelten Maskenzüge ein Ende, meisterhaft verstand er es, das Fest in seiner dreifachen Eigenschaft vereinigt zum Ausdrucke zu bringen. Keinem seiner Festzüge fehlte das heitere Colorit des Frühlingsfestes, keinem fehlten Gruppen, welche warm zum Herzen sprachen, keiner erlangte des Scherzes und des Humors, der an die Faschingszeit erinnerte, und doch wie so verschieden waren sie in der Wahl des Stoffes! Glaubte man das einmal einen Zug mit vorherrschendem Carnevalscharakter zu erblicken, so sah man sich allmälig mitten in die Geschichte einer sturm bewegten Gegenwart versetzt. Folgte man mit Vergnügen den heiteren Genrebildern eines phantastevollen Jahreszeiten-Zuges, so lenkten plötzlich geschickt eingeflochtene historische Gruppen den Blick in ernste Vergangenheit; war man endlich ergriffen von der Großartigkeit eines historischen Zuges, wie z. B. „Wallenstein und sein Heer“, so erregten derbe, realistische und urkomische Gruppen wieder die fröhliche Laune der Zuschauer. Folgte man ihm in die Gebiete der Länder- und Völkerkunde, so sah man mit Erstaunen, wie er überall das Charakteristische und Malerische herauszuheben und zu vereinigen wußte. Dachte man etwas nach, so trat aus der farbenprangenden Hülle der Bilder die schlichte Größe des Mannes und seine edle Humanität leuchtend hervor.

Der erste größere Festzug, veranstaltet durch die Bünfte „zum Kämbel“ und „zum Widder“, welch' letzterer Heinrich Kramer angehörte, fand im Jahre 1837 statt und stellte vor: „Besuch der Urner an einer Fastnacht zu Zürich unter Waldmann“, welcher durch sinnige Anordnung, Schönheit der Kostüme und Zahl der Theilnehmer alles vorher Gesehene übertraf. Zugleich wurde es Sitte, diese Züge durch Verkauf von Beichnungen zu erklären.

Im folgenden Jahre erfolgte von drei Bünften, „Widder“, „Zimmerleuten“ und „Schiffleuten“, denen einzelne Theilnehmer von den übrigen Bünften sich anschlossen, ein historischer Zug, darstellen „Zürcherische Krieger aller Jahrhunderte.“

Mit unermüdlicher Energie rang Heinrich Kramer darnach, die durch die Umwälzung der

Dreißiger-Jahre um ihre politische Bedeutung gebrachten und darum verstimmt Bünfte auf dieses Feld hinzubringen, wo Niemand ihnen ihre Bedeutung rauben konnte. Im Jahre 1839 wurde es nahezu erreicht. Der Gegenstand dieses Zuges war: „Aufzug der zürcherischen Bünfte zu einem Schmause zur Feier des warmen Neujahrstages im Jahre 1560“. Laue Beheiligung einiger Bünfte und die rauhe Witterung traten aber dem vollen Gelingen des Zuges störend entgegen.

Erst im Jahre 1841 gelang es, alle 13 Bünfte zu einem entschlossenen Zusammenwirken zu bringen und der nun zahlreiche Festzug hatte „die vier Jahreszeiten“ zum Gegenstande und zeichnete sich durch gedankenvolles Arrangement und imposante Theilnehmerzahl aus.

Im Jahre 1843 kam der prächtige historische Zug „Wallenstein und sein Heer“ zu Stande, an Zahl der Theilnehmer allerdings hinter dem vorjährigen zurückbleibend, dafür aber durch die historische Treue und Schönheit der Kostüme um so werthvoller. So wohl hatte dieser Festzug gefallen, daß er im folgenden Jahre wiederholt wurde. — Fast alle diese Züge hatten bisher unter schlechter Witterung leiden müssen.

Nach langer Pause in Folge der politischen Ereignisse in der Schweiz folgte im Jahr 1849 wieder ein großartiger Festzug: „Gelwagenreise des Prinzen Carneval durch die alte und neue Welt“, der in seiner höchst geistvollen Komposition ein glänzendes Zeugniß für Heinrich Kramers Arrangir-Talent ablegte. — Am Morgen des Festtages lag noch in allen Straßen hoher Schnee, der erst geräumt werden mußte. — Eben dieser Festzug war es, der im heitern Rahmen eines Carnevalszauges in einer Reihe interessanter Gruppen voll ernster und witziger Anspielungen die damalige politische Weltlage vor Augen führte.

Im folgenden Jahre erfreute ein zwar kleiner, aber fein arrangirter und mit großer historischer Treue ausgeführter Umzug das Publikum, welcher „bunte Bilder aus dem 18. Jahrhundert in heiterm Rahmen“ vorstellte, — also dieses Mal das Feld des historischen Genrebildes betrat. Es war im Hinblicke auf die Ausführenden solcher Züge, die Bünfte, selbstverständlich, daß auch die weiblichen Rollen durch Männer dargestellt

wurden, ein Umstand, der dem Gelingen und der Schönheit des Festes immer hemmend in den Weg tritt.

Die Vorbereitungen für den großartigen historischen Festzug am 1. Mai 1851, zur Feier des vor 300 Jahren erfolgten Eintrittes Zürichs in den Schweizerbund, verhinderten das Zustandekommen eines größern Sechseläutenzuges im nämlichen Jahre, doch wurde ein kleiner Zug fertig gebracht, der bunte Bilder aus dem Leben der Schweiz in unsren Tagen brachte.

Erst im Jahre 1856 kam dann die Lust für einen kostümirten Festzug wieder zum Durchbruch, und zwar in glänzender Weise. Gegenstand desselben waren die Länder und Völker der Erde, mit denen Zürich durch die neu eröffneten Eisenbahnen in Verbindung kam. Die Masse der Theilnehmer und die Pracht der Kostüme gefielen dermaßen, daß im Sommer zur Feier der Eröffnung der Nordostbahn der Zug nochmals wiederholt werden mußte.

Das Jahr 1858 brachte unter dem Titel „Generalversammlung fideler Häuser und froher Seelen“ einen geistreich arrangirten Festzug, welcher die idealen Elemente der Gesellschaft in alter und neuer Zeit anmutig gruppirt vorführte, als: Krieger verschiedener Jahrhunderte, Minnesänger, Meistersänger, Maler, Dichter, Bildhauer, Studenten, Jäger, Turner, Schauspieler, Akrobaten u. s. w.

Der Umzug des Jahres 1860 hatte in ernsten und heitern Bildern die Mode in verschiedenen Zeiten zum Gegenstande, — der bei allem Kurzweiligen, das er bot, doch auf einen gewissen geistigen Rückschritt schließen ließ, ein Umstand, der sich mit damaligen harten Schicksalsschlägen, welche den Leiter dieses Festes trafen, wohl im Zusammenhange denken läßt.

Im Jahr 1862 wurde zum 1. Mal ein kostümirter Jugendumzug, der die Bünfte Zürichs und ihre Bedeutung zum Gegenstand hatte, in Scene gesetzt und am Vormittag abgehalten, während am Nachmittag die Bünfte einen Mummerschanz, meist in humoristischen Anspielungen auf die Gegenwart bestehend, zum Besten gaben.

Erst das Jahr 1863 zeigte in seinem prachtvollen und höchst interessanten Festzuge, daß Heinr.

Kramers Genie noch keineswegs erloschen sei. Der Zug stellte in großen Gruppen eine Reihe von Volksfesten in alter und neuer Zeit vor, als „das Freischießen in Zürich im Jahre 1500“, „das Gesellenstechen und Schembartlaufen in Nürnberg“, die sog. „Hirsbreifahrt der Zürcher nach Straßburg“, das „Laternenfest in China“ und das „Winzerfest in Vivis“.

An zahlreicher Betheiligung jedoch stand der Festzug von 1866, eine neu komponirte Wiederholung der „vier Jahreszeiten“, allem Bisherigen voran.

Zwei Jahre später fand ein reizend arrangirter, zahlreicher, kostümirter Jugendumzug statt, an dem sich auch die Mädchen betheiligt und der damit einen neuen Reiz erhielt, welcher den Umzügen der Bünste noch immer mangelt.

Der kostümirte Festzug vom Jahre 1870 war zwar zahlreich und glänzend, entbehrt jedoch eines einheitlichen Gedankens, er brachte in einer Masse einzelner Gruppen Wiederholungen aus allen früheren, von Heinrich Kramer arrangirten Festzügen und fügte als neue große Gruppen bei die „Einweihung des Suezkanals“ und „die Pacificbahn.“

Im Vorfrühling des Jahres 1871 sank der um das zürcherische Frühlingsfest so hochverdiente Heinrich Kramer, allgemein betrauert, in's Grab, und es entstand allen Ernstes die Frage, ob damit nicht auch diese Festzüge des Sechseläutens zu Grabe getragen seien?

Schon das folgende Jahr zerstreute diese Besorgnisse und brachte in einem nett arrangirten Zuge eine Fortsetzung der Serie der verschiedenen Volksfeste, aber mehr den verschiedenen Vändern und Völkern der Gegenwart entnommen.

Eine Pause von drei Jahren ließ diese Besorgnisse von Neuem auftauchen, aber eine Neuorganisation des leitenden Centralkomite's führte demselben frische Kräfte zu und dasselbe eröffnete mit dem diejährige Festzuge seine Thätigkeit in glänzender Weise. Zwar blieb dieser Zug an Zahl der Theilnehmer hinter demjenigen vom Jahr 1866 weit zurück, was sich aus der Kostspieligkeit der anzuschaffenden Kostüme leicht erklären lässt, dagegen stand er, was Erfindung und Arrangement anbelangt, neben den Besten

der bisherigen Festzüge, hinsichtlich der Ausführung im Einzelnen aber und der dabei zu Tage getretenen Entfaltung von Eleganz und Pracht hat er unbedingt alles bisher in Zürich Dagewesene übertroffen, und somit den Beweis geleistet, daß Heinrich Kramers Lücke zwar nicht ausgefüllt sei, daß er aber talentvolle Schüler gefunden habe.

Man hat mit dem Gegenstande dieses Zuges, „Illustrationen zu deutschen Dichtern“ in geistreicher Weise ein neues und an Stoff unermessliches Feld betreten. Mit Schillers „Lied von der Glocke“ und Goethes „Reinecke Fuchs“ und „Götz von Berlichingen“ wurde ein glücklicher Anfang gemacht und der Festzug in drei große Hauptgruppen eingeteilt.

Schon das wunderschöne Frühlingswetter lockte die Leute in Massen nach Zürich, mit allen Verkehrsmitteln eilten die Leute von nah und fern, Tausende und Tausende Schaulustiger herbei und gegen Mittag strömte in allen Straßen der Stadt eine Menschenmasse hin und her, wie Zürich sie bisher noch nie gesehen hat, und die man, wohl nicht viel zu hoch gegriffen, auf 100,000 Köpfe geschätzt hat.

Gegen 3 Uhr verkündete das helle Schmettern der Trompeten, daß der Zug sich in Bewegung gesetzt habe und sich nähere. Von eleganten Bugführern geleitet, zeigte sich sich zuerst ein Musikkorps in den zürcherischen Farben, weiß und hellblau gekleidet, auf schönen Pferden, dann erschien, auf dem Flügelross reitend, ein schöner hellenischer Jüngling mit goldener Leier, ein Dichter, gefolgt von andern hellenischen Knaben und alle beritten. Diese Gruppe deutete an, daß der heutige Festzug der Poesie geweiht sei. Ein reichgeschmückter, von vier weißen Pferden gezogener Wagen brachte auf hohem Sockel die Kolossalbüste „Schillers“ mit frischem Lorbeer gekrönt, zu seinen Füßen standen vier Frauengestalten aus seinen Dramen. Ein ehrwürdiger Glockengießermeister zu Pferd, dem stämmige Gesellen in der Handwerkstracht folgten, deutete auf das nun beginnende „Lied von der Glocke“ hin. Und wirklich zeigte ein großer Wagen mit rauchendem Schlot die Glockengießerwerkstätte an, wo Meister und Gesellen geschäftig sich anschickten, den

Guß der Glocke vorzubereiten; — sie alle tragen die malerische Tracht des 14. Jahrhunderts. Es folgt als erstes Bild der Dichtung „die Taufe“, ein Aufzug von Bauersleuten aus dem zürcherischen Wehnthal, sehr charakteristisch und voll Humor in den einzelnen Gestalten. Die „Liebe“ wurde durch eine höchst elegant in 6 reichen Equipagen einherfahrende und von feinen Vorreitern angeführte Patrizierhochzeitsgesellschaft in der zierlichen Tracht des vorigen Jahrhunderts dargestellt. Ein begeisterndes Bild aus der Blüthezeit Zürichs brachte die nun folgende Gruppe des „Städtewesens“, unter Vortritt einer kriegerischen Musik, der, hoch zu Ross und gepanzert, ein Ritter mit dem Stadtpanner sich anschloß. Wie flatterten lustig in der reinen Luft die Panner der 13 Bünfte, wie würdig reitet da auf reichgeschirrtem Schimmel der Bürgermeister Rudolf Brun einher, an seiner Seite händigt der gepanzerte Ritter Rüdiger Manesse sein schwarzes Schlachtröß und es folgt ihnen eine Schaar berittener Rathsherren und Ritter, an Pracht der Kostüme mit einander weitefernd. Auf Wagen sind ferner eine Buntstube mit zechenden Meistern und mehrere Handwerksstätten vorgestellt. Nun wirbelt die Trommel, vermischt mit Pfeifenklang, und siehe da, es nahen in schweren Rüstungen die Mezger in festlichem Buge, wie er am Aschermittwoch zur Feier der „Mordnacht von Zürich, 1351“ abgehalten wurde, stämmige Bursche, denen an eiserner Kette ein riesiger Bär vorantanzt! In bunten, farbenreichen Trachten erblickt man nun ein Bogenschießen im 14. Jahrhundert mit Schießstätte auf malerisch dekorirtem Wagen, umgeben von Bogenschützen und Speerträgern. — Eine zu den Lönen der Fidel und der Sackpfeife fröhlich tanzende Gruppe italienischer Schnitter und Schnitterinnen, gefolgt von einem von gewaltigen Stieren gezogenen Garbenwagen, bereitete allgemein Entzücken und bildete einen idyllischen Gegenatz zu der nun nahenden, wilden Gruppe der französischen Revolution. Rauschend erklang die Marseillaise, gespielt von einem Musikkorps in Jakobinertracht. Ein Wagen, darstellend einen Tanzplatz, wo vor der auf hohem Piedestal thronenden „Göttin der Vernunft“ in wilder Lust Sansculotten und Hallenweiber im Tanze sich drehten,

gab trefflich dieser höchst gelungenen Gruppe die Stimmung. Ernst und feierlich marschiert hier eine Abtheilung jener Schweizergarde in ihrer prächtigen Uniform heran, welche bei der Vertheidigung der Tuilerien den Soldatentod gefunden hatte. Und nun sieht, von entfesseltem Pöbel beiderlei Geschlechts umbraust, in schöner vierspänniger Karosse, das gefangene französische Königspaar, Louis XVI und Maria Antoinette, mit dem Kronprinzen! Und da auf düsterm Wagen das schaurige Bild eines Revolutionstribunals; hieran schließen sich Kutschen mit den damaligen Machthabern Frankreichs, den Direktoren und ihren Damen, vor welchen auf leichtem Pferdchen „Terroine de Méricourt“, Robespierre's Maitresse, einhertrabt! Diesem folgt, der sie Alle überwältigte, „Consul Bonaparte“ mit glänzendem Gefolge von Generalen, Dragonern, Guiden und Husaren. Ein reizend dekorirter Wagen, die „Glockenweihe“ darstellend, bildete den Schluß dieses ersten Haupttheiles des Festzuges. — Die elegante Equipe mit Mitgliedern des Centralkomite's gab dem Auge Zeit, sich etwas auszuruhen und auf das noch kommende vorzubereiten. Ein in Phantasiekästen einherziehender Musikchor ward von einem malerischen Wagen gefolgt, wo inmitten eines kleinen antiken Tempels die Kolossalbüste Goethe's thronte. Die sich anschließenden Scenen nach „Reinecke-Fuchs“, als: „König Nobels Hof“, das „Damenquartett“, die „Volkssänger“, „Reinecke vor dem Tribunal“, das „Duell“ und „Reinecke auf Malepartus“ waren alle auf malerisch arrangirten Wagen von zahlreichen Theilnehmern in höchst charakteristischen Thiermasken dargestellt; ganz besonders zog der mindestens 30 Fuß lange und ebenso hohe, in der Bauart eines maurischen Gartenpalastes ausgeführte Königswagen und die malerische Schloßruine Malepartus die allgemeine Bewunderung auf sich, und die edle Thiergeellschaft that sich durch ihr lustiges Gebahren und ihre drolligen Späße zum Ergözen des Publikums hervor.

Eine farbenschimmernde Reitergruppe fündete von Ferne schon den dritten Haupttheil des Zuges, die Scenen aus „Götz von Berlichingen“ an, welche durch eine einfach, aber richtig kostümirte Musikbande eröffnet wurden. Die Reitergruppe

des „Adelbert von Weißlingen“ mit zwei Hauptleuten, einem Bannerträger mit der prächtigen Standarte des Bischofs von Bamberg und 6 Reisigen ließ vor dem Reichtum ihrer Kostüme Alles Vorhergegangene vergessen. Und nun siehe da, der prachtvolle Wagen, im Style eines Gartenpavillons, wo der „Bischof von Bamberg“, „Adelheid von Walldorf“, der Minnesänger „Liebesträut“, der Page „Franz“, der „Abt von Fulda“ und der gelehrte „Olearius“, so wie des Bischofs „Hofnarr“ bei Spiel, Gesang und Wein so üppig leben, geschützt von einer Abtheilung schöner Lanzknechte! Aber horch! wieder Trommeln und Pfeifen! Eine wilde Schaar aus dem Bauernkriege naht, vor ihnen her reitet ihr Führer, „Max Stumpf“, — weithin leuchtet das feuerrote Sturmbanner mit dem Bundschuh. Und nun wieder Pferdegetrappel, schmetternder Trompetenflang, es reitet die Gruppe mit dem Helden der Dichtung, dem Ritter Götz von Berlichingen, heran.

Da der Zeichner des Bildes diese Gruppe zum Gegenstande seiner Darstellung auserlesen hat, sei es gestattet, sie einlässlicher zu schildern. Es ist der Moment gewählt, da die Gruppe über den Münsterhof zieht; links erblickt man das Zunfthaus „zur Meisen“, darüber weg sind noch die Thürme des Großen Münsters sichtbar, in der Mitte sieht man über die von der Gruppe des „Bauernkriegs“ besetzte Münsterbrücke weg die Wasserkirche, rechts aber schließt die Fraumünsterkirche den Hintergrund ab. Links an der Spitze des Boges reitet die in Weiß, Grün und Roth gekleidete Musik, ihr folgt in voller Rüstung, auf gewaltigem Streithengst, die mächtige reckenhafte Gestalt „Götzens von Berlichingen“, hinter ihm reiten seine Getreuen, „Lerse“, „Selbitz“ und „Georg“, letzterer die Fahne Berlichingens tragend, ein silbernes Rad auf schwarzem Feld. In der Mitte reitet in reicher Rüstung auf verschwenderrisch geschildertem Pferd der Freiherr „Franz von Sickingen“ vor; im Vordergrunde rechts zügelt „Ulrich von Hutten“, der Ritter und Sänger der Reformation, das sich bäumende Pferd, indeß hinter ihm Sickingens ältester Sohn mit der Standarte (fünf Silberfugeln auf schwarzem Felde und roth bordirt), vortrabt; ein glänzen-

des Gefolge schwer geharnischter Reisiger auf starken Rossen schloß diese ebenso wirkungsvolle, als in den Farben harmonische und historisch treu gehaltene Gruppe ab. Es folgte auf gewaltigem Wagen Berlichingens Burg „Taxishausen“, wo des Ritters Frau, Schwester und Söhnlein von der Thurmzinne herab dem Zechgelage der Knappen, deren Fröhlichkeit die Busprüche des Burgpfaffen nicht zu stören vermögen, zuschauen (dieser Wagen ist auf dem Bilde rechts sichtbar). — Wilde, jauchzende Fidelklänge und das Nasseln des Tambourins kündeten das Nahen des „Bigeunerzug“ an; verwogene, verwilderte Gesellen und dralle Dirnen, auf Wagen, auf Kleppern und zu Fuß, die humpelnde Bigeunermauter in der Mitte. Diesem huntschäckigen, höchst lebendigen Bilde folgte die düstere Gruppe des „Beheimergerichts“, eingeleitet durch drei schwarze Reiter, deren einer die hohe, mit dem Todtenkopf bemalte, schwarze Standarte trug. Der phantastisch ausgeführte Wagen des Tribunals mit den 7 Richtern, alle verummt und ganz in schwarzen Sammt gekleidet, bildete einen wirkungsvollen Gegensatz, namentlich gegen die nun folgende Schlußgruppe, eingeleitet durch den reichgekleideten Reichsherold und eine prächtige Musik. Dieser folgte, ebenfalls hoch zu Ross, und ganz geharnischkt, der Reichsfeldherr „Georg von Frundsberg“, hierauf eine Abtheilung prächtiger Landsknechte, dann in prachtvoller goldener Rüstung der Reichspannerträger auf reichgeschildertem Rappen, die mächtige gelbseidene Fahne mit dem Doppeladler schwungend. Hierauf ritt, mit dem Scepter in der Hand, in glänzender Tracht auf prächtig aufgezäumtem, weißem Pferde „Kaiser Maximilian I“ ruhig einher und hinter ihm drängt sich ein glänzendes Gefolge von Erzbischöfen, Kurfürsten und Grafen, welche auf ihren herrlichen Pferden in Glanz und Farbenpracht der Kostüme und des Baumwerkes mit einander wetteifern. Den Schluß bildet eine Abtheilung schwergeharnischter Reisiger, in die Reichsfarben, gelb und schwarz, gekleidet. Es ist wohl anzunehmen, daß diese kaiserliche Reitergruppe am Schluß das Glänzendste war, was man in Zürich jemals in dieser Art gesehen hat.

So wand sich denn dieser schimmernde Festzug,

begünstigt vom prachtvollsten Frühlingswetter, durch die Straßen Zürichs und durch eine Zuschauermasse, die sich begeistert seiner erhebenden Wirkung hingab. Kein Unfall trübte das Fest, eines der schönsten, welche das alte Zürich gefeiert hat, — ein Volksfest im schönsten Sinne des Wortes.

Judengespräch.

Mutter zum franken Vater: „Ißig, jammere nit so; tröste Dich, der gute Gott der Jüden will Dich nur versuchen!“

Vater: „Schweig mer still! wenn er mich versucht, so frisst er mich auch gleich!“

Bauernrechnung im Frühjahr 1875.

Pfarrer: „Warum haltet Ihr denn noch so viel Kühe? Ihr habt ja kaum Futter für zwei!“

Bauer: „Ja seht, zehn Stück können allemal mehr Hunger leiden als zwei.“

Frage und Antwort.

„Was ist die militärische Definition eines Kusses?“

„Eine Meldung im Hauptquartier.“

Bettler von heutzutage.

„Wenn der nit meh gähgt, als 20 Santine, so hönnnet er i Zukunft luege, wer no bi'n ech bättlet.“

Richtige Procente.

„Sag mer, worum De weinst?“ — „Worum sollt ich nicht weinen, wenn ich weiß, daß ich werd' sterben?“ — „Gott über der

Welt, was De bist a Narr! Wenn De wärst von Gold und werfst zu Staub, verlierst De netto 100 Procent, aber so bist De von Staub und werfst zu Staub — gewinnst De nix und verlierst De nix!“

Gelehrte Frage.

„Briefträger, haben Sie einen Brief für mich?“ — „Nein, Herr Professor.“ — „Werden Sie vielleicht heut Abend einen für mich haben?“

Zeit ist Geld.

„Ich hitt' um ein Almosen.“ — „Warum arbeitet Ihr nicht?“ — „Ich hab' keine Zeit.“ — „Wie so?“ — „Weil ich betteln muß.“

Muttersorgen.

Fritzli: „Mutter, der Lehrer wott is hüt d'Sunnenfysterniß zeige.“

Mutter: „S'isch recht, aber los, Fritzli, gang numme nit z'nach zueche.“

Zweidentig.

Eine Dame wurde, als sie an einem kalten Wintertage in die Post steigen wollte, von einem sie begleitenden Bekannten gefragt, ob sie nicht frieren werde. — „O nein,“ antwortete sie, „ich habe einen warmen Pfaff unter dem Rock.“

Unterschied.

Ein Lehrer fragte einen Knaben in der Schule, worin der Schmied vom Schlosser verschieden sei. Als kein Kind antwortete, gab der Lehrer die kluge Auskunft, der eine sei ein Naturprodukt, der andere ein Kunstd produkt.

Geziertheit.

Eine Dame, die vor lauter Vornehmheit nicht deutsch konnte, fragte in einem Eisenladen: „Haben Sie auch Defeli, um Kinder zu kochen?“

Als die gleiche Dame einmal durch eine dunkle Straße ging, bemerkte sie: „Hier ist es finsterst ocf.“

Ein aufopfernder Vater.

Ein Pfarrer fragte einen Bauer, der sein Kind taufen lassen wollte: „Welchen Namen soll der Knabe bekommen?“ — „Ich weiß nicht, Herr Pfarrer,“ antwortete der Bauer. — „So gebt ihm Euern Namen, wie heißt Ihr denn?“ — „Ich heiße Hans, na, wie Sie wollen, Herr Pfarrer, ich werde mich schon ohne Namen behelfen.“

Militär-Kanzleistyl.

Ein geschriebener Armatsurthein lautete: daß sich N. N. im eigenthümlichen Zustand eines Stutzers befindet, bescheinigt se.

Unsichtbar.

Eine alte Frau, die an den Augen gelitten hatte und nun mit Hülfe einer Brille wieder lesen konnte, wußte sich deswegen nicht glücklich genug zu schäzen, denn, wie sie sich ausdrückte, „sei sie vorher drei Jahre lang unsichtbar gewesen.“

Schöner Styl.

Ein Pfarrer singt einst eine Herbstpredigt mit den Worten an: „Wenn die im Herbst in Schwermut fallenden Blätter der Bäume se.“

Kriegs- und Friedenschronik von 1875.

(Schluß.)

Schweizerische Eidgenossenschaft.

Januar 12. Eröffnung der Sitzungen des neuen Bundesgerichts in Lausanne.

18. In Bern stirbt Grossrat und Gemeinderath Gottlieb Hebler. Den größten Theil seines ziemlich beträchtlichen Vermögens hatte er der Einwohnergemeinde Bern für den Bau eines Kunstmuseums vermachts.

20. Unruhen in Compesières bei Genf wegen einer beabsichtigten altkatholischen Taufe.

25. An diesem Tage findet unter Aufsicht von Militär und im Beisein einer großen Menschenmenge die altkatholische Taufe in Compesières wirklich statt.

Februar 1. In Bern stirbt der Oberpostsekretär Alex. Steinhäuslin.

11. In Solothurn wird Landammann und Ständerath Jecker zu Grabe getragen.

28. Im Kanton Bern Volksabstimmung über das 4jährige Budget für 1875—1878 und über die Eisenbahnsubventionen. Beide Vorlagen werden mit ungefähr zwei Dritteln Mehrheit vom Volke angenommen.

März 8. Zusammentritt der Bundesversammlung. Berathung des Gesetzentwurfes über das Transportwesen auf Eisenbahnen. Banknotengesetz.

27. Behandlung der jurassischen Reklamation im Bundesrat. Dieselben werden abgewiesen.

29. Zusammentritt des Grossen Rätes des Kantons Bern.

April 19. In Zürich wird das bekannte Sechseläuten durch einen in jeder Beziehung großartigen Zug und unter Theilnahme einer zahllosen Volksmenge gefeiert (siehe die Beschreibung an anderer Stelle.)

Mai 4. Eröffnung der ersten katholischen Synode des Kantons Bern in Oelsberg. Präsident Reg.-Rath Bodenheimer.

23. Eidgenössische Abstimmung über die Gesetze betreffend den Civilstand und die Ehe und die politische Stimmberechtigung. Das Civilstands- und Ehegesetz wird mit etwa 10,000

Stimmen Mehrheit angenommen, das andere da- gegen mit etwa 4000 Stimmen Mehrheit ver- worfen.

25. Festliche Gröfzung der Emmenthalbahn zwischen Burgdorf und Solothurn.

31. Der Bundesrath beschließt, die Regie- rung von Bern einzuladen, innert 2 Monaten den Ausweisungsbeschluß gegen die widerspen- stigen jurassischen Geistlichen zurückzunehmen.

Juni 12. Mit 177 gegen 24 Stimmen be- schließt der bernische Große Rath, an die Bun- desversammlung gegen den Beschlüß des Bun- desrathes betreffend die Zurückberufung der aus- gewiesenen jurassischen Geistlichen zu rekuriren.

13. Volksversammlung auf der großen Schanze in Bern, sehr zahlreich besucht aus allen Bezirken des Kantons, wie auch aus der West- schweiz. Der Berner Regierung wird für ihr Verhalten in den betreffenden Fragen die vollste Sympathie ausgedrückt.

27. Gröfzung des bernischen Kantonalschützen- festes in Burgdorf bei großartiger Beteiligung. H. Knecht von St. Gallen schießt in 2 Stun- den den ersten Becher.

28. Zusammentritt der Bundesversammlung, Behandlung des Bernerrefurses. Die Frist zur Aufhebung der Ausweisung der renitenten Geist- lichen im Jura wird bis in den November erstreckt.

A u s l a n d .

Von unsfern Nachbarn ringsum ist dieses Jahr nicht viel zu berichten. In Frankreich ist die Republik immer noch oben auf, wie lange noch weiß man nicht, denn sie hat böse Lebtig bei den beständigen Angriffen der Bonapartisten, Legitimisten und Orleanisten, die zwar unter einander wie Hund und Katz leben, aber alle in der Bekämpfung der Republik einig sind. Zudem lenkt Frankreich mehr und mehr in's ultramontane Fahrwasser ein; die römisch-katholische Geistlichkeit ist bald eher Herr im Lande als der Mar- schall-Präsident und die Nationalversammlung in Versailles; fast sieht es aus, als sollte, wie schon öftmals, an die Stelle der auszehrenden Repu- blik wieder ein Säbel- und Pfaffenregiment tre- ten. — Im Süden des Landes wurden im Juni und Juli ganze Landstriche durch Ueberschwem-

mungen der Garonne verheert, so namentlich die Gegend von Toulouse; fruchtbare Felder und Weinberge wurden verwüstet, ganze Dörfer und Stadttheile zerstört, viele Menschenleben gingen verloren und der materielle Schaden wird auf 300 Millionen Franken geschätz. — Im Sommer 1875 fand in Paris eine Ausstellung von Gegen- ständen aus dem Gebiete der Geographie statt. Von 23 schweizerischen Ausstellern wurden 21 prämiert und zwar 6 mit Ehrendiplomen (die höchste Auszeichnung), 4 mit Medaillen erster, 7 mit Medaillen zweiter Klasse und 4 mit Ehren- meldungen. Die Ehrendiplome erhielten: das eidg. Stabsbureau in Bern, die geodätische Kom- mission, die geologische Kommission, der Alpen- klub, die Gotthardunternehmung und die karto- graphische Anstalt von Mühlhaupt & Sohn in Bern.

Im Deutschen Reich ist der Kampf zwischen dem Staat und der herrschsüchtigen rö- mischen Kirche noch lange nicht zu Ende; wer sich von den Geistlichen und Bischöfen den Staats- gesetzen nicht fügen will, wird gebüßt, eingesperrt oder abgesetzt. Und merkwürdigerweise haben in neuester Zeit mehrere Bischöfe, die sonst erklärt hatten, ihr Gewissen verbiete ihnen, sich dem Ge- setze zu fügen, plötzlich ihre Unterwerfung unter dasselbe angekündigt, seit ihnen der Staat die Einkünfte abgeschnitten hat. Ein hoch gehängter Brodkorb scheint also ein vortreffliches Heilmittel für wunde bischöfliche Gewissen zu sein. — Für die Schweizer besonders interessant war in der ersten Woche August das deutsche Bundeschießen in Stuttgart, zu dem die Schweizerschützen 1400 Mann stark zogen, um eine gute Erndte an Bechern und Ehrengaben einzuhimsen. Sie haben den alten Ruf der eidgenössischen Schützenkunst bewahrt. Ein Schweizer, Knecht von St. Gallen, hat sich den ersten Becher geholt und im Ganzen mögen wohl 200 den Schweizerschützen zugefallen sein. Die Aufnahme und Begrüßung der Schützen in Stuttgart war eine überaus freundliche und mag wohl dazu gedient haben, einige kleine Wol- ken des Misstrauens und der Missgunst zu zer- streuen.

In Oestreich-Ungarn ist im Sommer 1875 zu Prag der alte Kaiser Ferdinand gestor- ben, der Vater des jetzigen Kaisers, dem er nach

der Revolution von 1848 auf dem Throne Platz machte, ein Fürst von beschränktem Verstande, für böse Einflüsse leicht zugänglich, der aber seinem Volke ein treues Herz bewahrte und deshalb trotz seiner vielen Schwächen von demselben geliebt wurde. — Zur selben Zeit, wie Südfrankreich, wurde auch ein Theil von Ungarn, namentlich die Hauptstadt Buda-Pesth von Überschwemmungen verheert.

In Italien macht die öffentliche Unsicherheit besonders in Sizilien, wo die geheime Gesellschaft Maffia mit Mord und Brand das Land regiert, der Regierung viel zu schaffen.

In den übrigen südlichen Ländern Europas gährt es gewaltig. In Spanien wütet der Karlistenkrieg nach wie vor; seit dem Tode des Marschalls Concha hat es kein General mehr verstanden, dem Prätendenten Don Carlos das Handwerk zu legen; in den letzten Wochen zwar hat sich die Sache wieder zu Gunsten der Regierungstruppen gewendet und vielleicht gelingt es, dem mörderischen Bruderkriege ein Ende zu machen, aber jedes Mal, wenn es scheint, das Spiel sei gewonnen, gingen bis jetzt die Früchte des Sieges durch die Lässigkeit der Regierungsgenerale verloren. Unterdessen hat Spanien zur Abwechslung auch wieder einmal einen König bekommen und zwar hat ihm diesen, Alfons XII., den Sohn der berüchtigten Isabella, das Neujahrkindli gebracht. Wie lange der Junge auf dem Throne sitzen wird, lässt sich nicht sagen, aber vielleicht kann es immerhin ein paar Jahrchen dauern. Muß übrigens ein unkomisch Sizien sein auf dem spanischen Thron, fast so wie auf dem griechischen, dessen König, Georg I., auch der Dinge überdrüssig geworden ist und seinen lieben Griechen dieses Jahr beinahe davon-gelaufen wäre. Da ist jedenfalls das Sitzpolster nicht mit Seide oder Sammt, sondern mit stachligen Igelfellen überzogen. Nicht viel besser geht es dem Sultan der Türkei, dem einerseits seine mächtigen Vasallen, wie der Vicekönig von Egypten, durch ihre Unabhängigkeitsgelüste, andererseits die heillosen Finanzstände seines Reiches Bauchweh machen; dazu kommt gerade jetzt wieder einmal ein Aufstand der Christen in Bosnien und der Herzegowina; kurzum, es ist

gegenwärtig jedenfalls nicht viel mit der berühmten Sultansherrlichkeit.

Sehen wir zum Schluß noch über den großen Bach hinüber, so finden wir dort die Männer eifrig beschäftigt mit den Zurüstungen und Vorbereitungen zur großen Weltausstellung, die in Philadelphia im Jahr 1876 gehalten werden soll, und an der sich auch die Schweiz hoffentlich mit Ehre und Erfolg beteiligen wird.

General Dufour.

Mitte Juli 1875 durchflog mit Blitzschnelle die Trauerkunde die Schweiz, daß General Dufour in Genf gestorben sei. Der Hinkende Bote fühlt sich nun gedrungen, seinen Lesern neben dem wohlgetroffenen Portrait des verstorbenen wackeren Patrioten auch eine kurze Lebensgeschichte des selben vorzuführen.

Wilhelm Heinrich Dufour entstammte einer alten Genferfamilie und wurde am 15. September 1787 in Konstanz, wo sich seine Eltern damals aufhielten, geboren. Ursprünglich sollte er die Rechtswissenschaft studiren; seine Neigung aber wandte sich mehr dem Militärwesen zu. Er trat daher in die polytechnische Schule in Paris ein und wurde nach beendigtem Studium Ingenieur-Lieutenant in der französischen Armee. Seine erste militärische That war die Verbesserung der Festungswerke der Insel Korfu im ionischen Meer; im Jahr 1814 aber kehrte er nach Frankreich zurück und 1815 vertheidigte er das Fort de l'Ecluse im Rhonethale gegen die Oestreicher. Als dann Genf definitiv mit der Schweiz vereinigt wurde, trat Dufour aus dem französischen Militär aus und widmete fortan seine Dienste dem schweizerischen Vaterland.

Hier fand er ein weites Feld für seine Thätigkeit; in den letzten Jahrzehnten, während welchen die Schweiz so oft der Zummelplatz fremder Heere wurde, war die Militärverfassung aus Stand und Band gegangen. Dufour war einer der eifrigsten Beförderer eines einheitlichen Heerwesens in der Schweiz und hatte als Chef der Militärschule in Thun auch Gelegenheit, für dieses Ziel zu ar-



General Dufour.

6

heiten. Im Jahr 1832 wurde er zum Generalquartiermeister der eidgenössischen Armee ernannt. Als solcher befaßte er sich nun mit der Revision der Militärreglemente und bewirkte nach und nach alle jene Reformen, die notwendig waren, um eine zahlreiche Armee aufstellen zu können.

Dufours Hauptthätigkeit aber konzentrierte sich auf die Generalstabskarte der Schweiz, mit welcher er 1832 beauftragt wurde. Die meisten Leser kennen gewiß diese schöne, nach ihrem Herausgeber benannte Karte, die in 25 Blättern eine genaue Zeichnung des ganzen Landes enthält. An der großen Weltausstellung in Paris wurde denn auch dieses Werk mit dem höchsten Preise gekrönt. Auch als Militärschriftsteller verschaffte sich Dufour einen bedeutenden Namen. Ein im Jahr 1834 veröffentlichtes Werk veranlaßte den Kaiser Alexander von Russland, ihm einen ehrenvollen Posten mit dem Grade eines Generalmajors der russischen Armee anzutragen, welchen Rang aber Dufour ausschlug.

Als im Jahr 1847 der Sonderbundskrieg eine beschlossene Sache war, wurde Dufour mit dem Oberbefehl der eidgenössischen Truppen betraut. Trotzdem die 7 Sonderbundskantone stark gerüstet waren, war der Krieg sehr rasch beendet, Dank der guten Führung. Am 14. November wurde Freiburg besetzt, am 23. November schlug Dufour die sonderbündlerische Hauptmacht unter General Salis-Soglio bei Gislikon und besetzte gleich darauf Luzern, nachdem die Sonderbundesregierung den Finkenstrich genommen hatte. Als so die beiden Hauptorte des Sonderbundes unterworfen waren, ergaben sich auch die 5 andern Kantone und der Krieg war mit geringen Opfern beendet. Wie edel Dufour dachte, zeigte er, indem er die Nationalsubscription, durch welche die Kriegsschuld der Sonderbundskantone gedeckt wurde, anregte.

Noch einmal wurde Dufour zum Oberbefehlshaber eines eidgenössischen Kriegsheeres ernannt, im Jahr 1856, als wegen Neuenburg ein Krieg gegen Preußen drohte. Zum Glück wurde der damalige Handel auf friedlichem Wege beigelegt.

Dufour wurde mehrmals als Mitglied der eidgenössischen Räthe gewählt, so vom Kanton Bern in den Nationalrath und mehrmals von seiner

Heimat Genf in den Ständerath. — Im Jahr 1817 hatte sich Dufour mit Fräulein Susanna Bonneton verheirathet, welche einige Jahre vor ihm starb. Er hinterläßt vier Töchter. Das Neuhäuse des Generals hatte nichts Militärisches; er war eher klein und trug keinen Bart. Sein Gesichtsausdruck war mild und edel. Dufour gehörte zu denjenigen Schweizern, die nur von reinem Patriotismus erfüllt, sich von den Parteikämpfen fern gehalten haben und doch die Hochachtung und Würdigung der ganzen Nation genossen. Die Einfachheit und Bescheidenheit, die ihn im öffentlichen Leben auszeichnete, bewahrte er auch im Privatleben. — Mit Dufour ist einer der edelsten Patrioten von uns geschieden; möge sein Andenken unter uns stets frisch bleiben, als leuchtendes Vorbild für Alle!

Das Beichenbegängniß fand in Genf statt am 16. Juli, Abends 4 $\frac{1}{2}$ Uhr. Es nahmen daran Theil: Abordnungen des Bundesrates und sämtlicher Kantone, die Behörden Genfs, sämtliche Truppen dieses Kantons und zahlreiche Offiziere aus allen Theilen der Schweiz.

Der kluge Pfarrer.

Eine Gemeinde hat ihren Pfarrer, er möchte um Regen beten lassen in der Kirche. Da antwortete der Geistliche: „Für meine Schafe thue ich Alles als Euer guter Hirt; aber ob der Hergott mich erhören wird, so lange er den Nordwind blasen läßt, das weiß ich nicht.“

Eigene Furcht.

Ein Herr ging einem magern Gaul, der mit elend hängendem Kopfe stand, weit im Bogen herum aus dem Wege. Da lachte ihn der Kutscher aus mit den Worten: „Er schlägt nicht mehr.“ — „Das glaub' ich wohl,“ antwortete der Herr, „ich fürchte aber, er falle um!“



Wildheuer in den Alpen.

Was Wildheuer sind, wissen wohl die meisten geneigten Leser des Kalenders und die es etwa nicht wissen sollten, die erfahren es aus den beiden Bildchen, die der Bote dieses Jahr extra zugibt. Es sind Bauern und Hirten der Alpen, die, um ihr Vieh füttern zu können, von den höchsten und steilsten Grashändern der Felsen oft unter Lebensgefahr das würzige Alpengras herunterholen, bald auf dem Rücken den schweren Bogen tragend, bald, wie unser Bildchen es zeigt, auf schwerem Schlitten die Last die steilen Bergwege hinunterföhrend. Der Bote hat die beiden Bildchen einem Werke entnommen, das er der Aufmerksamkeit seiner Leser empfehlen möchte.



Es sind die „Schweizerischen Bilderbogen“ von Buri & Jecker in Bern. Von diesen trefflich gezeichneten, acht schweizerischen Bilderbogen ist die eine Reihe bereits erschienen und schildert uns die bewegte Zeit des Uebertrittes der Bourbakiarmee 1871. Die zweite Reihe soll vor Neujahr 1876 erscheinen und bringt Bilder von Land und Leuten in der Schweiz, Stadt- und Dorfgeschichten, Zeichnungen aus dem Volksleben, wie die beiden hier beigegebenen und ein paar Bilder aus alter Zeit. — Früher meinte man, um einen rechten „Helgen“ zu bekommen, müsse man Münchener- oder Stuttgarter- oder gar Mainzerbilder kaufen; daß dieß jetzt nicht mehr nöthig ist, daß gerade so gute Bilder im Lande selbst angefertigt werden, deren Gegen-

stände für die Schweizerjugend noch dazu ein weit größeres Interesse bieten, das möchte der Vater seinen geneigten Lesern mit diesen zwei Bildchen in Erinnerung bringen.

Amerikanisch.

Bei einem Eisenbahnunglück in Illinois verlor ein Passagier das Leben, ein anderer das Bein. Der Einbeinige erhielt 15,000 Dollars, die Wittwe des Getöteten 5000 Dollars gerichtlich als Ersatz zugesprochen. Auf die Frage der Wittwe, warum ein Bein dreimal so viel werth sei, wie ein ganzer Mann, antwortete der Richter: „Selbst für 15000 Dollars kann der Mann kein neues Bein bekommen. Sie aber finden mit 5000 Dollars leicht einen andern Mann, der möglicherweise dreimal besser ist, als der erste.“

Ein wirksamer Trost.

In einem Pfarrdorfe des Oberlandes, hoch über dem schäumenden Lombache und gegenüber den schroffen Harderweiden, lebte eine bejahrte Wittwe, die oft an Schwermuth litt, weil sie ihrer Seligkeit wegen sich ängstigte. Da ihr einmal wieder gar zu schwer zu Muthe war, ließ sie den Pfarrer bitten, sie zu besuchen. Man sagte ihr, der Pfarrer sei nicht zu Hause, er sei nach U. hinunter, g' Märit, und es sei Niemand daheim, als der jüngste Sohn, der Adolf. Nun erbat sie sich, daß der kommen möchte; es thue ihr schon wohl, wenn sie nur jemand aus dem Pfarrhause sehe. Adolf, damals ein sechszehnjähriger Jüngling, ging nun hin und las mit ihr Matth. 22 von jenem Gaste, der wegen Mangel eines hochzeitlichen Kleides ergriffen und in die Hölle geworfen

wurde, wo Heulen und Zähneklappern sein werde. Als das Lesen zu Ende war, sprach nun der junge Seelsorger: „Da siehst Du nun, Anni, was die Verdammten in der Hölle machen müssen, — sie müssen heulen und zähneklappern; Dich aber wird der Teufel zum Zähneklappern nicht brauchen können, da Du ja keinen einzigen Zahn mehr im Mund hast.“ „He ja, das ist wahr,“ erwiderte sie, „dara han i no nie denkt,“ und sie war wenigstens für eine Zeit lang vollständig beruhigt. Wenn sie später noch geistlichen Trost verlangte, so ließ sie sagen, man solle ihr nur den Adolf schicken, der verstehe sich am besten auf's Trosten.

Naive Frage.

Knab e: „Du Mama, sag' mir doch einmal, wenn du den Papa nicht geheirathet hättest, wären wir dann auch verwandt mit einander?“

Nieber in Del.

Ein sehr magerer Schneider wollte sich malen lassen. Der Maler fragte, ob in Wasserfarben oder in Del? „Ich dächte in Del,“ entgegnete der Schneider, „damit ich ein wenig fetter aussiehe!“

Klare Auslegung.

„Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen. — Was heißt dies?“ fragte ein Lehrer seinen Schüler. „Adam soll so lange Brod essen bis er schwält.“

Es hat halt Alles seine Gründe.

Ein sehr eifriger Besucher eines Wirthshauses stirbt und soll begraben werden. Der

Weg zum Todtenhof führt da vorüber, wo der Todte so oft eingekehrt. „Das ist auch das erste Mal, daß der da vorüberfährt, ohne einzufahren,“ meinte ein die Leiche begleitender Spaßvogel.

Politische Fragen.

Ein deutsches Zeitungsblatt schrieb einmal

über die Zeitfragen. „Daher,“ hieß es darin, „die europäische Verwirrung: Alle Fragen werden in fremden Sprachen beantwortet; die amerikanische französisch, die italienische englisch, die griechische dänisch, die polnische russisch &c. — Darum haben auch alle Diplomaten meist krumme Beine wie Fragezeichen.“

Anzeigen.

In der Buchhandlung S. Stämpfli, Rathausplatz, in Thun, ist zu haben:

Das metrische Maß- u. Gewichtssystem,
nebst Vergleichung mit den bisher üblichen Maßen und Gewichten und den dazu gehörigen Reduktionstabellen.

Ein Hülfsbüchlein für Federmann bei Einführung der neuen Maße und Gewichte.

— 2. Auflage. — Preis 40 Cts. —

Schreib- und Hülfkalender
für die
schweiz. Landwirthe und Bauern
für 1876.

Preis: 2 Franken.

Verlag der J. Dalm'schen Buchhandlung in Bern.

Großes Waffenlager

von

C. L. Wagner, Büchsenmacher,

Kramgasse Nr. 160, Bern.

Schöne und reichhaltige Auswahl von Jagdflinten mit Stift- und Centralfeuerzündung, Martini- und Betterlitschern, Revolvern verschiedener Systeme, Jagdartikeln und Munition.

— Reparaturen werden bestens und billigst besorgt. — Daselbst werden auch antike Waffen angekauft.

Verkauf von hiesigen und fremden Kalendern, Sachkalendern aller Art, soliden Schulbüchern, Schreibmaterial &c. bei Rud. Schumacher, Buchbinder, bei'm Zeitglockenturm in Bern. Für Wiederverkäufer von Milchbüchlein und Güggel-ABC-Büchlein bedeutenden Rabatt.



Zur Druckerei
von
Carl Stämpfli in Bern, Postgasse,
empfiehlt sich zur Herstellung von Werken, Rech-
nungsformularen, Zetteln, Quittungen, Gru-
cullen, Verlobungsanzeigen, Weinarten, Con-
cert-Programmen, Erinnerungen, überhaupt aller
vorformenden Arbeiten.